

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 206 Frühjahr 2024

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



SEARCHING CONNECTION



Editorial



Bei einem ersten, flüchtigen Blick könnte man es für eine Dornenkrone aus Stacheldraht halten, die auf einem Holzbalken hängt. Bei genauerem Hinsehen nimmt man wahr, dass es sich um Schriftbänder aus recyceltem Kunststoff handelt. Am Aschermittwoch wurden sie im Rahmen einer berührenden Kunst-Performance vor Beginn der Aschenkreuz-Liturgie von Studierenden aus außereuropäischen Ländern, Migrant:innen und Asylsuchenden in die Grazer St. Andrä-Kirche getragen und dort an der vom baskischen Künstler Alberto Lomas errichteten Installation

einer Barriere aus Holzbalken gehängt, die an Panzersperren erinnernd zu Kreuzen unterschiedlicher konfessioneller Traditionen zusammengefügt worden war. Zuvor hatten die Performer:innen stellvertretend für viele Asylsuchende, die oft jahrelang in einem schwer erträglichen Schwebezustand „ohne Papiere“ leben müssen, mit ihren Körpern die Buchstaben „WORDS WITHOUT PAPERS“ in den Stadtraum des multikulturellen Lend- und Griesviertels geschrieben.

Schon seit vielen Jahren beschäftigt sich Alberto Lomas mit Sprache, Schrift und der Überwindung von Grenzen. Fotografische Dokumentationen seiner Arbeiten treten den Texten dieses Heftes zum Thema „Searching Connection“ als Bildseiten assoziativ zur Seite. In den über zwanzig Sprachen der Europäischen Union fallen zur Zeit in seiner Ausstellung „Re(f)used“ Texte zu Menschen- und damit auch Migrations- und Asylrechten wie Wortkaskaden in den hohen Lichthof des Studierendenhauses in der Leechgasse, im angrenzenden Foyer verdichten sich Schriftbänder mit aus der Mur geborgenen Holzstücken zu einem nestartigen Gebilde, das die Sehnsucht nach Heimat bündelt, während die kaum entzifferbaren Buchstaben-Schatten an den Wänden der Andrä-Kirche ein beklemmendes Menetekel schaffen. Mit der Bezugnahme auf die spanische Philosophin Marta Peirano und deren Analysen der Manipulationsmechanismen im Internet im Gespräch, das ich mit ihm für diese Ausgabe unserer Zeitschrift geführt habe, spannt er den Bogen zum inhaltlichen Schwerpunkt der Texte dieses Heftes, die sich mit Chancen, vor allem aber Herausforderungen für unsere zwischenmenschlichen Beziehungen in unserer globalen, digitalisierten Welt beschäftigen. Der Diskurs um die Maßnahmen der Corona-Pandemie hat die digitale Blasenbildung in den sogenannten Sozialen Medien auf dramatische Weise vor Augen geführt, die Schriftbänder mit Texten aus der „Remigrations“-Debatte in den Kronen auf der temporären Barriere zum Presbyterium der Andräkirche benennen weitere Bruchstellen und Risse unserer Gesellschaft, in der Krisen mehr und mehr dazu benützt werden, populistisch zu spalten und Eskalationsprozesse voranzutreiben. Immer besser organisierte Internet-Trolle tragen das Ihrige dazu bei. Was es bräuchte, wäre zumindest der Versuch, auch über politische und weltanschauliche Gräben hinweg in einer Gesprächsbeziehung zu bleiben. Zur Einübung einer Gesprächs- und Beziehungskultur im persönlichen, alltäglichen Umfeld möchte die Vorbereitungszeit auf das Osterfest einladen.

In diesem Sinn wünsche ich eine besinnliche Fastenzeit, ein gesegnetes Osterfest und eine anregende Lektüre dieser Ausgabe von „Denken+Glauben“! Zum Kirchweihfest der Universitätskirche Maria am Leech am 1. Mai, das wieder in traditioneller Form stattfinden soll, darf ich jetzt schon sehr herzlich einladen und hinzufügen, dass die „Paradise“-Sitzterrasse, die sich als niederschwelliger Kommunikationsort vor der Kirche bestens bewährt hat, einer Renovierung bedarf, für die wir sehr herzlich um Spenden bitten.

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

SEARCHING CONNECTION

Gegenseitigkeiten

Unmittelbarkeit und Vermittlung

Von Chiara Kirschen (2)

Von Franz Küberl (3)

Der Papa wird's schon richten (4)

Von Reinhold Esterbauer

In der Verbundenheit wurzeln (8)

Von Othmar Karas

Kunst als Grenzüberschreitung (11)

Alois Kölbl im Gespräch

mit dem Künstler Alberto Lomas

... (14)

Hannah Bönisch

Konnektivität und Kunst (16)

Von Julia Kaidisch

„Fuck the Solar System“ (19)

Alois Kölbl im Gespräch

mit dem Künstler Bernhard Wolf

„Außer sich und zwischen uns“ (21)

Von Daniel Pachner

Konnektivität und Wissenschaft (24)

Von Simone De Angelis

Gemeinsam multireligiös (26)

Von Marcus Hütter

Die Grenze der

Online-Verbundenheit (27)

Von Hermann Milletich

khg community (28)

Gegenseitigkeiten

Unmittelbarkeit und Vermittlung

„Madame, das brauchen wir nicht mehr!“

Von Chiara Kirschen

Die Rede ist von Vokabellisten und Grammatiktabellen im DeutschalsFremdsprache-Unterricht. Angesichts von ChatGPT und Co. stellt sich die Frage, warum Schüler:innen noch eine Fremdsprache lernen sollten. Diese Aufgaben können doch leicht von einem dialogorientierten KI-System übernommen werden. Klar, der persönliche Gewinn des kulturellen Austausches und die kognitiven Vorteile des Fremdsprachenerwerbs sind von Vorteil. Fakt ist jedoch: Die Texte dieser Systeme sind gut und ersparen viel Arbeit.

Im Folgenden zeige ich anhand eines Beispiels auf, inwiefern eine KI und ein Mensch unterschiedlich mit einer Situation umgehen. Dabei wird deutlich, dass KI-Systeme nicht nur in zwischenmenschlichen Beziehungen, sondern auch in einfachen Übersetzungen an ihre Grenzen stoßen:

An unserem Lycée in Annemasse unterrichten neben mir ein englischer und spanischer, sowie eine italienische Sprachassistent:in. Nach den Ferien erfahren wir, dass der Vater des englischen Kollegen Max überraschend verstarb und er nach England abgereist ist.

Wie gehen wir nun mit der Situation um? Rational betrachtet ist Max weg. Wären da nicht all die Treffen in der Mensa und Diskussionen über Gott und die Welt. Auf Grundlage geteilter Emotionen hat sich zwischen Max und uns eine Verbindung ergeben. Eine KI hat keine Gefühle und auch kein moralisches Empfinden. Diese würde hier die Geschichte abhaken.

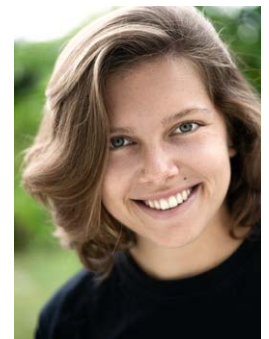
Aber eine KI kann einfach lernen, wie *mensch* in einer solchen Situation reagiert. Indem zum Beispiel ein Kondolenzschreiben verfasst wird. Daraus ergeben sich dagegen folgende Problemstellungen: Wann wird der Brief abgeschickt? Wir entscheiden, Max erstmal in England ankommen zu lassen. Es leitet uns dabei unsere moralische Intuition. Nach einer Woche meldet er sich und ist gut angekommen. Im Unterschied dazu hat eine KI nicht die Fähigkeit, hier abzuwägen. Sie kann nicht in den Austausch mit anderen treten und Einflussfaktoren wie die Nachricht von Max berücksichtigen. Wir können hingegen diese „zwischenmenschlichen Töne“ wahrnehmen.

In welcher Sprache wird der Brief verfasst? Eine KI tippt wohl auf Englisch – Max' Muttersprache. Mit ihm haben wir uns aber nur auf Französisch unterhalten. Die theoretische Auswahl der Sprache passt demnach nicht zu den Gegebenheiten. Eine KI setzt hier nur vorab programmierte Regeln um und fällt eigentlich keine Entscheidung.

Was beinhaltet der Brief? Ein KI-System kann zwar Ausgangstexte für eine Übersetzung erstellen, sie würde jedoch nicht unser alltägliches Vokabular verwenden und Wünsche an Max richten, die nicht zu ihm passen. So kann eine KI zwar menschliche „Arbeitsschritte“ präziser und schneller vornehmen, doch sie kann sich nicht auf Basis eigener Erfahrungen in eine Situation hineinversetzen und diese dann individuell bewerten, wie dies der Satz verdeutlicht: „Ehrlich gesagt wissen wir nicht, was wir dir in einer solchen Situation schreiben sollen.“

Denn gerade im Aufzeigen der eigenen Grenzen liegt der Unterschied zwischen Mensch und Maschine. Ein wirkliches Begreifen eines Sachverhalts oder Ereignisses liegt demnach erst dann vor, wenn verstanden wird, um welches Ereignis es sich handelt oder warum es eintritt. Eine KI übergeht das und konzentriert sich im Übersetzen darauf, den Sinn des Textes auf eine funktionale Ebene zu übertragen. Das Ergebnis ist dann etwas der Individualität Fremdes. Mit Gadamer's These der Hermeneutik gesprochen: „Verstehen“ meint das Begreifen der Vollzugsform menschlichen Soziallebens. Erst so wird die geschichtliche Dimension allen Sinns und Sinnverstehens, in der sich Akteur:innen und Interpret:innen gleichermaßen befinden, herausgestellt. Diese Verbindung kann eine KI in zwischenmenschlichen Beziehungen nicht schaffen. Deshalb lohnt sich auch weiterhin das Fremdsprachenlernen. Und sei es nur für die Erfahrung, dass Kommunikation nicht nur aus dem Lernen von Grammatik und Vokabular besteht, sondern auf mehreren Ebenen verläuft.

Wir haben uns am Ende für eine (echte) Karte mit Max' Lieblingsschokolade entschieden. Ganz real per Post.



Chiara Kirschen, studiert Germanistik, Geschichte und kath. Theologie in Graz und war letztes Jahr als OeAD-Sprachassistentin in Frankreich tätig.

Foto: privat

Gegenseitigkeiten

Unmittelbarkeit und Vermittlung
„Wenn das Gespräch erlischt, erlischt der Mensch“

Von Franz Küberl

Dieses Wort von Friedrich Heer (1916-1983), einem österreichischen Kulturhistoriker, Schriftsteller, Publizisten sowie linkskatholischen Intellektuellen der Nachkriegszeit, trifft den Nagel auf den Kopf, insofern der Mensch am Du zum Ich wird, wie Martin Buber treffend formuliert. Diese fundamentalen Überlegungen zum Menschsein werden heute gerne umgedreht: Weil man frei sein will, selbst in der Lage, sein Leben zu bewältigen; weil es Ersatz für Mitmenschen gibt – vergleiche das Internet, vergleiche Social Media – brauche ich notfalls keinen Menschen zu treffen. Ich kann meine Meinung absorbieren – auch ohne Begegnung und personalen Bezügen. Ich will nicht das Lied der Vereinsamung singen, das aus diesem Verhalten erwachsen kann. Vielmehr gilt es darauf aufmerksam zu machen, dass Gespräch, Auseinandersetzung zu Lebensfragen, die Fähigkeit zuzuhören, von anderen zu lernen – so wie ich ja auch will, dass mir zugehört wird, dass jemand von mir etwas erfahren könnte – selbstverständlich Grundlage des gemeinsamen Lebens bleibt. Im Privaten, wie auch im beruflichen und öffentlichen Marktplatz des Lebens. Insbesondere junge Menschen sind da ja in besonderer Weise gefordert.

Dazu drei kleine Gedanken:

Voraussetzung für das Miteinander im Gesprächsein und im Beziehungstehen ist, dass ich durch das Nadelöhr des Nachdenkens, der Formulierung eigener Positionen, gehe. Sonst ergäbe eine Konversation mit Anderen keinen Mehrwert. Also braucht es Handwerkszeug: Willen und Beharrlichkeit, aufeinander zuzugehen. Kluge Debatte, Dialoge, Kompromisse und einen kulturell anständigen Umgang – mit Gleichgesinnten und Andersdenkenden.

Jeder ernsthafte Dialog hat zwei Dimensionen: zum einen die Verständigung darüber, was uns zusammen wichtig ist – also, was uns „eint“ – aber auch das Erkennen von Differenzen – was uns „trennt“. Da geht es um den Respekt vor der Meinung meiner Gesprächspartner:innen, aber auch um das Aushalten von unterschiedlichen Zugängen zu Problemen und möglichen Lösungen. Und: ob es Brücken der Verständigung geben kann – aus denen auch neue (gemeinsame?) – Gesichtspunkte erwachsen können.

Es geht aber auch um größere Zusammenhänge: etwa, wie ein gesellschaftlicher Ethikbogen, der das Gebäude „Republik“ bewohnbar hält, denn verstanden werden kann. Welche Normen, Werte und Haltungen uns gemeinsam sind. Woraus sich dieses Ethos, das vom Staat nicht immer hoheitlich durchgesetzt werden kann, speist.

Wir plagen uns zurzeit mit einer ganzen Menge von Belastungen und Auseinandersetzungen, die uns querfeldein in Bann halten. Pandemie, Krieg, Klimakrise, Zukunftsängste, die Gefahr sozialer Verwerfungen, Wesen und Stellung der Wissenschaft.

Da braucht es gesellschaftliche Klammern, die den Rahmen bilden, diese großen Fragen zum Wohle möglichst aller zu bewältigen. Dazu braucht es einen „Verfassungsbogen“, wie es Andreas Khol einmal formuliert hat, *an den sich die politischen und administrativen Verantwortlichen halten, wenn es um das Staatsganze geht*; und eben auch einen gemeinsamen Ethikbogen. Der deutsche Verfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde formulierte dies einst scharfsinnig so: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“ Er meinte damit *tiefen öffentlichen* „Gemeinsinn“, der zusammenhält. Wie entsteht aber Gemeinsinn als gelebte Kultur und politischer Bezogenheit? Dieser speist sich aus Quellen wie religiöser Überzeugung, Aufklärung und Humanismus. *Aus dem persönlichen Sinngehäuse aller, auch dem der Institutionen*. Ohne verbindendes Ethos kommt die Gesellschaft ins Schlingern.

Es wird nicht jede Person oder Gruppe mit jedem reden können, aber jede mit vielen: Parteien, Interessensvertretungen, Religionsgemeinschaften sowie die 124.943 Vereine – darunter auch eine Menge studentischer. Darin sind die Handwerker und Ingenieure für die ständige Wartung des österreichweiten Ethikbogens versammelt. Daraus erwächst die Fähigkeit, trotz unterschiedlicher Auffassungen im gemeinsamen Haus Österreich leben zu können.

Denn, wo das Gespräch blüht, blüht der Mensch.

Franz Küberl, setzte sich in vielen Funktionen in der katholischen Kirche für eine gerechtere Gesellschaft sowie bessere Lebensbedingungen für Benachteiligte ein. Von 1994 bis zur Pensionierung 2016 Direktor der Caritas Steiermark, von 1995 bis 2013 gleichzeitig Präsident der Caritas Österreich.



Foto: Neuhold

Der Papa wird's schon richten

Bemerkungen zum neudeutschen Begriff „connections“

Von Reinhold Esterbauer

Im Jahr 1958 komponierte der Kabarettist Gerhard Bronner das Lied „Der Papa wird's schon richten, es g'hört zu seinen Pflichten“. Darin nimmt er die Privilegien der Wiener High Society der Nachkriegszeit aufs Korn, in der es offenbar besonders leicht war, es sich zu „richten“, also Vergehen auszubügeln oder unter den Tisch fallen zu lassen, begehrte Anstellungen zu bekommen oder sich Vorteile zu verschaffen. In Bronners Lied, das in der Interpretation von Helmut Qualtinger Berühmtheit erlangte, geht es um drei junge Männer, deren Väter durch ihre Verbindungen in Politik und Gesellschaft die Fehlritte ihrer Söhne immer wieder zu „applanieren“ in der Lage sind. Warum gelingt ihnen das? Weil sie Verbindungen haben, die ihnen nützlich sind und bestimmte Leute durch „do ut des“-Geschäfte zu einer mehr oder minder abgehobenen Sondergruppe machen, deren Mitglieder sich wechselseitig stützen.

Gute oder schlechte *connections*

Solche *connections* – das Wort ist aus der lateinischen Wurzel *connectere* abgeleitet – meinen zunächst einfach bloße „Verbindungen“ oder „Verknüpfungen“. Mitunter sind sie zumindest ethisch fragwürdig und setzen sich auch über gesetzliche Normen hinweg. Allerdings ist nicht jede Verknüpfung schon etwas Verwerfliches wie das Ausnützen von Beziehungen, von dem das Lied Gerhard Bronners spricht. Das in Österreich ironisch so bezeichnete „Vitamin B“ – wobei „B“ für „Beziehungen“ steht, die man zu Ungunsten anderer, aber zu eigenen Gunsten und zu jenen seiner Verwandten oder Bekannten ausnutzt – ist eine solche fragwürdige Verknüpfung, die heute oft mit dem neudeutschen Wort *connection* ausgedrückt wird, wenn z. B. jemand über seinen Freund sagt, dieser habe „gute connections“.

In diesem Fall hat der Ausdruck bereits eine negative oder positive Färbung erhalten – je nach der Perspektive, ob man selbst Nutznießer oder Nutznießerin ist oder sich durch die Begünstigung einer anderen Person als überverteilt empfindet. Ursprünglich ist der Begriff allerdings nur die Beschreibung dafür, dass zwei Seiten miteinander in Kontakt getreten sind. Im Wortfeld der Ausdrücke, die in diesem Text bereits verwendet wurden – etwa

„connections“, „Beziehungen“, „Verbindungen“, „Verknüpfungen“ –, zeigen sich unterschiedliche semantische Nuancen. Auch normative – das meist dann, wenn diese Begriffe einen Sachverhalt abwerten sollen. Was aber alle diese Ausdrücke miteinander verbindet, ist, dass sie eine Relation beschreiben, unabhängig davon, welche bewertenden Abstufungen in der Bedeutung zum Ausdruck kommen. Relativ neutral spricht man heute oft davon, dass man mit dieser oder jener Person in einem sozialen Netzwerk „connected“ sei, man also einen Kommunikationskanal zu ihr habe, sie erreichen oder auch selbst von ihr „kontaktiert“ werden könne.

Kategorial gedachte Relation

Schon Aristoteles bestimmt die Relation als eine Kategorie, also als eines der obersten Schemata, nach denen sich alles in der Wirklichkeit einteilen und unterscheiden lässt, wie etwa auch Qualität und Quantität. Freilich ist Relation bei ihm keine substantielle Kategorie, sondern bloß eine akzidentelle oder zufällige, also nichts, was Einzelnes so bestimmt, dass es in seinem Wesenskern verändert wäre, sollte sich eine bestimmte Beziehung wandeln oder gar aufhören zu existieren. Zudem denkt Aristoteles an dieser Stelle nicht personal, sondern geht davon aus, dass sich Relation auf alles applizieren lässt, nicht nur auf Menschen.

Mir scheint, dass sich in Bezug auf diese Auffassung heute in der alltäglichen Praxis Wichtiges verschoben hat. Auf der einen Seite scheinen Relationen oder „connections“ von der Peripherie in das Zentrum gerückt zu sein. Besonders „digital natives“ definieren sich immer öfter über ihre Beziehungen, in denen sie stehen, sodass diese insofern wesentlich werden, als sie mitbestimmen, wer jemand ist, oder zumindest angeben, als wer sich jemand versteht oder für wen andere ihn halten und wie sie ihn einstufen, also kategorisieren. Dies kann das folgende Beispiel verdeutlichen. Zufällig hörte ich ein Gespräch zwischen zwei Studierenden mit, bei dem die eine Studentin der anderen gegenüber beklagte, dass ihr Handy nun kaputt sei und sie nicht wisse, wie sie die kommenden Tage bewältigen solle, bis sie ein neues in Händen halte. Darauf meinte ihre Kollegin: „Leb einfach weiter!“

In dieser kurzen Episode kommt zum Ausdruck, dass es offensichtlich mitunter als kaum mehr für möglich erachtet wird, ohne die gewohnten Kommunikationskanäle das eigene Leben weiterzuführen. Die Studentin hat befürchtet, in diesen Tagen, in denen sie vermutete, „unconnected“ bleiben zu müssen, vorübergehend ihre Identität zu verlieren und nicht mehr diejenige sein zu können, als die sie sich als permanente Handy-Nutzerin verstand.

Die zweite Verschiebung im Vergleich zu Aristoteles hat sich dadurch ergeben, dass Relationen oder „connections“ personalisiert wurden. Nicht nur die „Beziehungen“, die der *Jeunesse dorée* in Bronners Lied zugutekommen, beruhen auf persönlichen Bekanntschaften – in diesem Fall der Väter –, auch die Verbindungen in den sozialen Netzwerken betreffen konkrete Menschen. Zwar gibt es Institutionen, mit denen man „befreundet“ sein kann, doch stehen mediale Kontakte zwischen einzelnen Personen im Vordergrund. Doch wie sehen solche Verknüpfungen aus? Gewöhnlich geht es nicht um die konkrete Person als solche, sondern sehr oft um Funktionen, Positionen, nützliche Fertigkeiten oder Kenntnisse. Aktiviert werden die Verbindungen, wenn man entweder etwas von sich mitteilen und Privates öffentlich machen oder wenn man etwas organisieren bzw. besorgen möchte. Die beiden vorherrschenden Typen solcher „connections“ – „Selbstpräsentation“ und „Akquise“ – scheinen auf der einen Seite der Tendenz zu folgen, einen höheren Grad an Öffentlichkeit herzustellen. Selbstpräsentation zielt darauf ab, aufzufallen und interessant zu werden bzw. viele „Follower“ zu rekrutieren, um womöglich sogar als „Influencer“ davon leben zu können, dass man seine Ideen und Kuriositäten bekannt macht. Wenn es darum geht, an etwas für sich selbst Dienliches heranzukommen, steckt auf der anderen Seite nicht selten ein Nutzenkalkül dahinter.

Formen unterschiedlicher Intensität von Personalität

Was bei solchen „connections“ zum Vorschein kommt, ist eine seltsame Form personaler Verbindung. Diese besteht zwar zwischen zwei oder mehreren Personen, aber es entsteht eine Situation, in der Furcht davor auftaucht, zu enge Beziehungen einzugehen. Man bleibt lieber in gewisser

Distanz. Dieser Grundzug kommt in sozialen Netzwerken schon durch das Medium selbst zum Ausdruck, weil es sich um eine technisch vermittelte Kommunikation handelt, die eine große Nähe von vornherein ausschließt. Beziehungen von Angesicht zu Angesicht und in leiblicher Nähe kommen nicht in Betracht, weil das benutzte Medium selbst direkte Begegnung unmöglich macht. Sie bleiben im Ungefähren. Nicht umsonst ist man mit sehr viel mehr Menschen medial verbunden, als man direkte Bezüge zu Menschen unterhält, weil diese ein viel größeres Engagement erfordern, allein schon dafür, sich zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort persönlich zu treffen. Die Mühen, für leibliche Begegnung eine gemeinsame Zeit und einen gemeinsamen Ort „organisieren“ zu müssen, werden durch soziale Netzwerke zwar wesentlich erleichtert. Bleibt das Gespräch allerdings ein Online-Treffen, verringert sich die Verbindlichkeit.

Wie viel an personalem Engagement in eine Begegnung investiert wird, zeigt sich darin, welche Form von Beziehung man wählt. Wenn, wie beschrieben, Hybridformen gesucht werden, um in Verbindung zu treten oder zu bleiben, stellt sich auch eine besondere Form von Personalität ein, die das Gegenüber zu einem Phantom werden lässt. Sofern dieses eine Zwischenform zwischen wirklich und virtuell darstellt, sind „connections“ mitunter Kontakte, die die Person zu einem Phantom-Menschen machen. Denn die Begegnung ist nicht als unmittelbar sinnliche angelegt, sondern schließt leibliche Direktheit aus. Dennoch gilt das Gegenüber, zu dem Kontakt aufgenommen worden ist, – trotz seiner bloß vermittelten Präsenz – zwar als real, aber auf seltsame Weise zugleich als unwirklich. Während einer Begegnung im Hier und Jetzt, bei der man unvermittelt spricht oder sich sogar berührt, kommt kein Zweifel auf, dass die andere Person tatsächlich selbst gegenwärtig ist, während beispielsweise ein Gespräch über Zoom oder Skype in einer weniger intensiven Form von personaler Präsenz stattfindet. Deshalb kann man sich wichtige Nachrichten auch nicht auf solchem Weg sagen, sondern muss sich dafür persönlich treffen.

Unterschiedliche Formen, miteinander Verbindung aufzunehmen, generieren offensichtlich abgestufte Intensität von Wirklichkeit. Damit meine ich nicht, dass bestimmte

Bereiche von Wirklichkeit gar nicht vorkämen, was freilich auch der Fall sein kann, sondern dass sich Wirklichkeitsdimensionen ein und desselben Gegenübers einstellen oder wegfallen, je nach dem Grad, wie stark technische Vermittlung ausfällt. Je weniger zwischen der einen und der anderen Seite zwischengeschaltet ist, desto unmittelbarer und wirklichkeitsintensiver stehen die beiden einander gegenüber. Kommt zum Hören das Sehen dazu, hat man den Eindruck, als stehe die andere Person einem „näher“, weshalb Mikrofon zusammen mit Kamera mehr an Präsenz vermitteln kann als ein Mikrofon allein und weshalb Videokonferenzen bloßen Telefonkonferenzen vorgezogen werden. Die intensivste Form von personaler Gegenwart können freilich der Geruchs- und der Tastsinn herstellen, den elektronisch zu vermitteln wenigstens bislang bei der alltäglichen Kontakt-Aufnahme in medialen Settings keine Rolle spielt, was, den Ausdruck beim Wort genommen, darauf hinweist, dass es mit diesen technischen Möglichkeiten zu keiner Kontakt-Aufnahme im eigentlichen Sinn des Wortes kommt, bedeutet „Kontakt“ doch wörtlich „Berührung“.

Martin Buber und Franz Rosenzweig haben darauf hingewiesen, dass das Gelingen personaler Begegnung weder herstellbar noch verfügbar ist. Nach Buber ist für den Erfolg aber eine Bedingung notwendig, ohne die eine solche Begegnung überhaupt nicht stattfinden kann, nämlich die personale Präsenz. So schreibt er in seinem Aufsatz *Elemente des Zwischenmenschlichen*: „Jemanden meinen heißt in diesem Zusammenhang [= im echten Gespräch; Anm. R.E.] zugleich das dem Sprecher in diesem Augenblick mögliche Maß der Vergegenwärtigung üben.“ Er will damit sagen, dass man sich selbst, seinen Gesprächspartner oder seine -partnerin als eine „personhafte Existenz“ ernst nehmen muss. Wenn aus medial vermittelten „connections“ engere Beziehungen entstehen sollen, haben sie das Problem, dass es auf diesem Weg zu keinem „echten Gespräch“ kommen kann, weil der Kontakt wiederum nur medial vermittelt aufgenommen worden ist, was volle personale Präsenz per se unmöglich macht. Das bedeutet, dass der Verbleib auf der Ebene solcher „connections“ personale Begegnung sistiert und folgende paradoxe Situation eintritt: Trotz der Zunahme elektronischer Verbindungen und der damit angestrebten Intensivierung tritt Unmittelbarkeit in den Hintergrund, wenn weder der Sprung aus den sozialen Netzwerken noch eine persönliche Begegnung gesucht werden. Anderenfalls hat man zwar viele Verbindungen zu anderen Menschen, kann ihnen aber nur als Phantomen begegnen, nicht aber als Personen.

Solche und andere „connections“

Was haben „connections“ in sozialen Netzwerken nun mit „connections“ im Sinn von Beziehungen zu tun, die meist dann aktiviert werden, wenn einem jemand anderer nützlich sein soll, wie Bronner in der anfangs zitierten Kabarett-Nummer ausführt? Müssen Beziehungen im zweiten Sinn mehr an personaler Intensität an den Tag legen, um wirksam zu sein, als jene nach der ersten Bedeutung? Das scheint nicht der Fall zu sein, wenn es in der dritten Strophe jenes Liedes heißt: „[D]ann genügt oft schon ein Telefonat [...]“. Es ergibt sich vielmehr der Eindruck, dass solchen Praktiken heute durch die ungeahnte Zunahme der Möglichkeiten eher oberflächlicher Verbindungen Tür und Tor geöffnet sind, zumal das Telefon längst nicht mehr das einzige technisch elaborierte Kommunikationsmittel ist. Die zahlreichen skandalträchtigen Chat-Protokolle in der jüngsten österreichischen Innenpolitik sprechen davon eine deutliche Sprache.

Doch setzt die Möglichkeit, auf die Protektion anderer bauen oder mit ihrer Intervention an anderer Stelle rechnen zu können, voraus, dass schon eine enge personale Beziehung besteht, sogar dann, wenn jemand durch sein Wissen um sein Gegenüber dieses erpressen kann. Gibt es bereits wechselseitiges Vertrauen, braucht es in der Tat oft nur noch den besagten Anruf, weil er auf ein bereits bestehendes und bewährtes Fundament persönlicher Beziehung aufbauen kann. Doch ohne eine derartige Basis ginge ein solcher Anruf ins Leere. Dann könnte der „Herr Papa“ es wohl nicht mehr „richten“. Das wissen im Übrigen auch die drei Protagonisten des Liedes intuitiv. Darüber hinaus bemühen sie sich sogar darum, über ihre Machenschaften auch ein wenig nachzudenken. Denn es heißt: „[U]nd weil man dann trist und [ein] bisserl nachdenklich wird, passiert’s, dass man richtiggehend philosophiert“. Darin und nur darin wollte ich ihnen folgen.



Reinhold Esterbauer,
Professor für Philosophie an
der Katholisch-Theologischen
Fakultät der Universität Graz.
Arbeitsschwerpunkte:
Philosophische Anthropologie,
Religionsphilosophie, Natur-
philosophie, Phänomenologie.

Foto: Radlinger



Alberto Lomas, Re(f)used,
Ausstellungsansicht in der QL-Galerie, 2024.
Foto: Milatovic

In der Verbundenheit wurzeln

Eine politische Perspektive
Von Othmar Karas



Alberto Lomas, In Reflection (All the Borders Have Two Sides), 2024. © Lomas

Die „Suche nach Verbindung“, welche in dieser Ausgabe tiefergehend beleuchtet werden soll, ist für mich untrennbar mit der „Suche nach den Wurzeln“ verbunden. Auch wenn unsere Wurzeln individuell sind, zeigen sie Verbindungspunkte, die uns alle ausmachen. Daher möchte ich bewusst bei meinen eigenen, persönlichen Wurzeln beginnen. Geboren 1957 bin ich ein Kind der Staatsvertragsgeneration – geboren im Schatten des Kalten Krieges, aufgewachsen in einem neu erwachten Europa. Als Schüler und Jugendvertreter warb ich für den EU-Beitritt – zu einem Zeitpunkt, als selbst meine eigene Partei davon noch nicht restlos überzeugt war. 1989 erlebte ich den Fall des Eisernen Vorhangs. Diese biografischen Erfahrungen haben mich geprägt. Es erfüllt mich mit Stolz, dass Österreich 1995 der EU beigetreten ist und seit 1999 auch persönlich, unmittelbar und aktiv im Europäischen Parlament an unserer Union mitgestalten darf.

Connections in der Politik

In unserer rasant fortschreitenden globalen Gesellschaft spielt Konnektivität eine entscheidende Rolle. Es ist nicht nur das bloße Verknüpfen von Punkten auf einer Karte oder das schnelle Hochladen von Daten; es geht um die Schaffung eines dicht verwobenen Netzes menschlicher Erfahrungen, das unsere moderne Welt prägt. Bei meiner Arbeit werde ich oft gefragt, was für mich Europa eigentlich bedeutet. Europa steht für mich für Dialog, Annäherung und gemeinsame politische Lösungen. Europa ist ein stetiger Weg zur gesellschaftlichen Verbindung auf

unterschiedlichen Ebenen. Europa stellt das Verbindende vor das Trennende. In jüngerer Vergangenheit wurde aber das politische „Verbinden“ negativ konnotiert. Politische Kompromisse werden oft als „Hinterzimmerpolitik“ abgetan. Gleichzeitig gibt es in Österreich den Eindruck, dass politische Beziehungen für beruflichen Erfolg unerlässlich sind. Aber wir dürfen nicht vergessen: Ohne intensive Verbindungen ist demokratisches politisches Handeln unmöglich. Die Essenz der Politik liegt im Konsens und in der parlamentarischen Umsetzung von Zielen. Und die „Verbindung“ hat noch ein drittes Element: Die aktuell so vielfältigen Krisen und Herausforderungen. Globalen Herausforderungen wie Klimawandel und Pandemien kann nicht von einem Einzelnen oder einer einzelnen Nation allein begegnet werden. Konnektivität fördert einen interdisziplinären Ansatz, der kollektive Bemühungen zur Bewältigung solcher Herausforderungen zusammenführt. Wir müssen wieder akzeptieren, dass es nicht die eine einfache Antwort gibt und bereit sein, komplexe Zusammenhänge zu erklären – auch wenn es unpopulärer und anstrengender ist.

Gegenwärtige Problemstellungen

Unsere Weltordnung hat sich spätestens mit Putins barbarischem Angriffskrieg verändert. Russland disqualifiziert sich aus genanntem Grund als Partner, China in Fragen von Demokratie und Menschenrechten und selbst die USA hat mit Joe Biden den wahrscheinlich letzten „transatlantischen Präsidenten“. Dazu kommen Themen wie Asyl, Klimaschutz, Sicherheit und vieles mehr. Populisten

haben hierbei ein einfaches Spiel. Sie missbrauchen die teils berechtigten Sorgen und Ängste der Menschen, ohne mit Interesse an der Lösung zu arbeiten. Immer wieder sage ich an dieser Stelle sehr klar: Die politische Mitte hat hierbei eine Verantwortung. Ich halte es für einen Fehler, dass man in den letzten Jahren versucht hat, Extreme und Fehlentwicklungen dadurch zu bekämpfen, dass man sich an den Rändern anbietert und deren Politik kopiert. Damit hat man die Mitte verlassen, den Zusammenhalt der Gesellschaft aufs Spiel gesetzt, und man hat die Glaubwürdigkeit, an Lösungen zu arbeiten, verloren.

Die wichtigste Basis für die konkreten Antworten auf die vielen komplexen Herausforderungen ist die Verständigung auf gemeinsame Werte. Gemeinsame Werte sind die Grundlage, ja das Sprungbrett, um zu gemeinsamen Antworten auf die vielen offenen Fragen zu kommen. Nur das Verständnis auf gemeinsame Werte ist geeignet, uns wieder neu zu verbinden. Es sind jene Werte, die uns als Europäer gleich welcher Nation, sozialer Herkunft, Alter und Geschlecht ausmachen: Freiheit, Demokratie, Toleranz und Solidarität. Ich sehe es darüber hinaus auch persönlich als meine Aufgabe an, für mehr Vertrauen zueinander zu werben, also dazu beizutragen, dass das Verbindende wieder im Vordergrund steht. Mein Fokus ist daher nicht die Attacke, sondern das Aufeinander-Zugehen. Das zieht sich durch meine politische Laufbahn wie ein roter Faden. Ich werbe, wo immer ich kann, für diese Grundhaltung. Ich sehe das auch als meinen Beitrag, um die Spaltung der Gesellschaft zu überwinden. Dazu bedarf es aber auch neuer Anstrengungen.

Verbindung schafft Gemeinschaft

Die Digitalisierung hilft uns beim Verbinden und bietet zudem eine wirtschaftliche Chance und infrastrukturelle Aufgabe, die es zu nützen und erfüllen gilt. Das Internet hat uns allen also erfreulicherweise die Chance eröffnet, uns noch umfassender zu informieren, breit zu kommunizieren und uns theoretisch grenzenlos zu vernetzen. Gleichzeitig sind auch die Möglichkeiten für Missbrauch gewachsen. Wir entwickeln daher innerhalb der EU neue Programme zur Bekämpfung und zum Sichtbarmachen von Fake News. Wir müssen gemeinsam die Anstrengungen forcieren, die gewaltigen Chancen der modernen Kommunikation konstruktiv und sinnvoll zu nutzen.

Generell braucht es aber mehr Bereitschaft, sich engagiert und konstruktiv in die öffentliche Debatte einzubringen. Ich bleibe trotz Rückschlägen optimistisch, dass uns das gelingen kann. Denn ich glaube fest daran, dass die Mehrheit der Menschen Verbindung und Gemeinschaft anstrebt. Wir müssen dieser Mehrheit eine starke Stimme verleihen – in einem klaren und konstruktiven Ton. Ein neuer, transparenter und ehrlicher Diskurs ist der Weg, um

Vertrauen wiederherzustellen. Es wird immer wichtiger zu betonen: Nur gemeinsam können wir die Herausforderungen unserer Zeit bewältigen. In den nächsten Monaten wird es ganz entscheidend sein, diesen vielfältigen Herausforderungen mit Mut zu begegnen. Mut zum Gestalten. Mut zur Veränderung. Mut zu mehr Ernsthaftigkeit.

Was möglich ist, wenn 27 Mitgliedsstaaten an einem Strang ziehen, hat man nicht zuletzt an der entschlossenen Reaktion auf Putins Angriffskrieg gesehen. Ich sage Ihnen ganz ehrlich: Ich hätte vor zwei Jahren nicht gedacht, dass eine solche Einigkeit möglich ist. Diese Einigkeit müssen wir auch bei zukünftigen Herausforderungen und Krisen bewahren. Denn eine starke Europäische Union ist kein Selbstzweck, sondern eine Notwendigkeit. Sie bietet uns die Mittel, um unsere gemeinsamen Ziele zu erreichen, unsere Werte zu verteidigen und unsere Interessen zu vertreten. Wir müssen den Mut haben, uns über nationale und ideologische Grenzen hinweg zu erheben und unsere Kräfte zu vereinen. Jean-Claude Juncker sagte einmal den Satz: „Jeder weiß, welche Reformen wir brauchen, aber niemand weiß, wie wir sie einführen und danach eine Wahl gewinnen können.“ Das ist in mehrfacher Hinsicht richtig. Aber ich sage: Fangen wir endlich wieder an, für das Richtige und Notwendige zu werben – anstatt uns vor der nächsten Umfrage zu fürchten. Dann werden wir auch das verloren gegangene Vertrauen in die Politik zurückgewinnen. Sag, was du tust und tu, was du sagst. So einfach wäre es.

Zum Abschluss bleibt mir nur positiv zu sagen: Konnektivität in unserer komplexen Welt ist nicht nur wünschenswert, sondern unerlässlich. Sie hält unsere globalisierte Gesellschaft zusammen und ist das Instrument, das uns hilft, die vielfältigen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts zu bewältigen. Es ist unsere Aufgabe, diese Verbindungen zu pflegen und neue Wege zu gehen – aber auch unsere Chance, eine wettbewerbsfähigere und mutigere Europäische Union zu gestalten. Das ist kein Wunschtraum, sondern eine erreichbare Realität. Denn es liegt an uns allen, die notwendigen Schritte zu unternehmen, um dieses Europa zu bauen. Mein mutiges Europa ist ein starkes Europa – ein Europa, das unsere gemeinsamen Ambitionen verwirklicht und geeint und entschlossen handelt.

Othmar Karas,
ist der Erste Vizepräsident des Europäischen Parlaments und seit 1999 Abgeordneter zum Europäischen Parlament. Seit 1998 ist Karas zudem Präsident des *Hilfswerk Österreich*. Des Weiteren ist er Gründer und Obmann des *BürgerInnen Forum Europa*.



Foto: Glaser



Alberto Lomas, Re(f)used,
Ausstellungsansicht in der QL-Galerie, 2024.
Foto: Milatovic

Kunst als Grenzüberschreitung

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler Alberto Lomas

Die Auseinandersetzung mit Grenzen spielt eine zentrale Rolle im Werk des baskischen Künstlers Alberto Lomas. Durchlässig wird auch die Grenze zwischen autonomen künstlerischem und gesellschaftspolitischen Handeln. In seinem Projekt „Re(f)used“ für die QL-Galerie, mit dem er in der Fastenzeit auch auf die Andräkirche reagiert, setzt er sich mit Flüchtlingsschicksalen und den Mechanismen, wie kapitalistische Systeme Fluchtproblematiken und -ursachen nicht lösen, sondern bewusst oder unbewusst aufrechterhalten, auseinander. Sprache und das geschriebene Wort, die auch in gut gemeinten Normen, Verträgen und Rechtsabhandlungen neue inhumane Barrieren schaffen, spielen dabei eine zentrale Rolle. Alois Kölbl hat mit ihm über sein Projekt gesprochen.

Übersetzt von Marta Palacios-Rufo.

Das Thema dieses Heftes heißt „Searching Connection“. In deinem Werk lotest du auf ganz unterschiedliche Weise Grenzen aus. Worum geht es dir dabei als Künstler?

Das Thema der Grenze und der Grenzüberschreitung ist sehr wichtig in meinem Werk. Ich arbeite mit verschiedenen Medien und künstlerischen Mitteln, insofern ist mein Werk auch in sich grenzüberschreitend. Sprache und die Visualisierung des geschriebenen Wortes spielen da eine große Rolle. Sprache kann verbinden, durch Sprechen lassen sich Grenzen überschreiten; Sprache kann aber auch trennen, wenn sie unverständlich ist. In meiner Arbeit „Impossible Translation“ zum Beispiel, die vor drei Jahren entstanden ist, habe ich auf große Leinwände die Worte „Identität“ und „Differenz“, die Grenzen verursachen und definieren, in verschiedenen Sprachen projiziert. Mit einem Sprühnebel wurde die Projektion verunklärt. So verschwammen auf den Wassertropfen die Grenzen zwischen Realität und digitaler Welt, die Tropfen waren durch die Projektion sozusagen gleichzeitig real und digital. Übersetzung bedeutet Übertragung in eine andere Sprache, so etwas wie den Wunsch, den anderen zu verstehen, den, der jenseits unserer Grenzen lebt, auch wenn er nebenan wohnt, den, der in einem anderen Kontext, in einer anderen Kultur, in einer anderen Realität aufgewachsen ist. Für die Übersetzung einer Sprache gibt es mehr oder weniger genaue Wörterbücher. Es geht aber nicht nur um

die Übertragung von Wörtern, sondern um das, wofür sie stehen. Dafür müssen wir nach anderen Hilfsmitteln suchen.

In deiner Ausstellung „Re(f)used“ in der QL-Galerie und in der Andräkirche verknüpfst du die Auseinandersetzung mit Flucht und Migration mit der Klimakrise. Wie gehst du als Künstler an diese emotional aufgeladenen und viel diskutierten Themenfelder heran?

Die Gesamtidee dieses Projektes an zwei Orten ließe sich unter der Fragestellung „Words without Papers“ zusammenfassen. Die Klammern im Titel der Ausstellung verknüpfen gleichzeitig auch die beiden Themen der Ausstellung, die unmittelbar aufeinander bezogen sind: Klimawandel und Migration. In der Ausstellung werden juristische Texte mit den Rechten von Migrant:innen zu sehen sein, die wie in einer Kaskade von der Decke in den Raum des Lichthofes in der QL-Galerie fallen. Dazu kommen Texte vom „Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC)“, dem UN-Panel, das sich mit Problemen der Klimakrise beschäftigt. Die Materialien für die Ausstellung sind recycled, im Wortspiel des Ausstellungstitels soll anklingen, dass sich das Problem von Refugees nur unter Einbeziehung der Herausforderungen des Klimawandels und der damit in Zusammenhang stehenden ökologischen und wirtschaftlichen Krise sinnvoll behandeln lässt. In der Ausstellung sind einerseits Wörter, die das Zusammenleben von Menschen und deren Grundrechte

regeln, physisch präsent und zum anderen werden Schicksale von Menschen hereingeholt, die ohne Papiere, ohne offizielle Dokumente leben müssen. Wörter fallen von oben in den Raum des Lichthofes und an den Wänden hängen Fotos, die ich an der Grenze zwischen Polen und Russland gemacht habe. Gesetze, die das Zusammenleben der Menschen regeln und zu verbessern versuchen, sind gleichzeitig auch der Grund, warum Grenzen existieren. In anderen Fotos sehen wir an Stacheldraht erinnernde Textbänder, die zu Ballen gebündelt wie die vertrockneten Sträucher erscheinen, die der Wind durch die Prärie treibt, wie wir das aus Wildwestfilmszenen kennen, in vertrockneten Seen oder vom Feuer verwüsteten Landschaften liegen. Auf den Bändern sind Texte von Expertenkommissionen über den Klimawandel, die sie für die Vereinten Nationen verfassten. Im Raum hängen verwitterte Holzteile, die ich aus der Mur geborgen habe, in denen sich die Beschwerden und Gefahren des Fluchtalltags bündeln. Diese Bild- und Textkonstellationen sollen Zusammenhänge zwischen Fluchtbewegungen und der Klimakrise aufzeigen. Ich verstehe das wie ein visuelles Gedicht. Am Beginn der Fastenzeit werden dann in einer Performance zunächst im multikulturellen Griesviertel die Wörter des Ausstellungstitels mit der physischen Präsenz von Migrant:innen und Asylsuchenden an markanten Punkten in den Stadtraum und im Anschluss daran in einer Performance im Rahmen der AschermittwochsLiturgie von mir mit Asche in den Kirchenraum geschrieben.



Alberto Lomas, Words Without Papers, Installation Andräkirche Graz (Detail). 2024. Foto: Milatovic

In deiner Kunst versuchst du die Grenze zwischen Kunst und Gesellschaft aufzulösen. Inwieweit kann Kunst einen Beitrag zur Lösung gesellschaftspolitischer Probleme leisten?

Für mich funktioniert Kunst als Mittel zur Sensibilisierung für Probleme. Das sind in meinem Fall Migration, Klimawandel, oder die Grenze zwischen realer und digitaler Welt. In all diesen Themen und Handlungsfeldern sind wir mit einer Fülle oft divergierender Informationen konfrontiert, die in verschiedenen Medien auf uns einprasseln und uns überfordern. Die Kunst ermöglicht einen anderen Zugang, eine andere Sichtweise der Realität. Kunst eröffnet über die intellektuelle Betrachtung hinaus auch eine Erfahrungswelt. Darum ging es in meiner Arbeit „Impossible Translations“: ganz konkret erlebbar zu machen, wie sich die Wörter „Identität“ und „Differenz“ aufzulösen beginnen. Ich versuche also einen Raum zu öffnen, der jenseits der bloßen Übersetzung und Bedeutung von Wörtern steht. Auch wenn man die Worte nicht versteht, erahnt man, worum es geht.

Du stammst aus dem Baskenland und bist mit der Problemgeschichte deines Volkes aufgewachsen. Inwiefern spielt das auch in deiner Kunst eine Rolle?

Ein Werk meiner ersten Personale ist gerade in Bilbao in einer Ausstellung

über baskische Kunst zu sehen. Mir ging es damals darum, wie das Leben in einer Situation von Gewalt die eigene Wahrnehmung verändert und mitbestimmt. Objektive Wahrnehmung und ein objektives Urteil sind in so einer Situation nicht mehr möglich. Mir ging es deswegen nicht darum Partei zu ergreifen, sondern zu zeigen, dass in einem Konflikt immer beide Seiten einen Anteil haben. Terrorismus hat es letztlich in diesem Konflikt von beiden Seiten gegeben. Genau diese Erfahrung half mir auch die Komplexität von Informationssystemen unterschiedlicher Art zu verstehen, die vordergründig Objektivität suggerieren, in Wahrheit die Wirklichkeit aber nicht neutral abbilden, sondern immer auch ein Bild von ihr konstruieren. Was man aus solchen Konflikten lernen kann, ist, dass man nicht einfach in Gute und Böse einteilen kann und wohl auch die Erkenntnis, dass es in jedem bewaffneten Konflikt immer nur Verlierer gibt.

In der Kirche St. Andrä wirst du mit deiner Kunst auf einen Sakralraum reagieren. Worin besteht für dich die Herausforderung, Kunst außerhalb eines Galerieraumes zu präsentieren? Hast du schon einmal in einer Kirche gearbeitet?

Es ist nicht das erste Mal, dass ich eine Installation in einem Kirchenraum realisiere, allerdings war es damals eine profanierte Kirche. Diesmal ist es ein Kirchenraum in Funktion. Ich kann also

nur so auf den Raum reagieren, dass die liturgischen Feiern weiterhin möglich sind, auch wenn meine Intervention vielleicht in einem gewissen Sinn die Abläufe „stört“. Das kann aber nur in einem Dialog mit dem Raum geschehen und wird hoffentlich auch zu einem Dialog mit der Fei ergemeinde führen. Es ist mir natürlich bewusst, dass in einem Kirchenraum auch Menschen mit einer zeitgenössischen Kunstintervention konfrontiert werden, die sie dort vielleicht gar nicht erwarten. Aber genau darin könnte auch der Mehrwert meiner Intervention zwischen Poesie, Spiritualität, Politik und physischer Erfahrung liegen und Gottesdienst- und Kirchenbesucher:innen dazu sensibilisieren, Probleme auch aus einer ganz anderen Perspektive zu betrachten.

In den Räumlichkeiten der QL-Galerie ist es in gewisser Weise ähnlich. Auch hier ist der Galerieraum nicht einfach ein White Cube, sondern das Foyer einer ehemaligen herrschaftlichen Villa und heute der Durchgang zu einem Studierendenheim. Auch diesen Raum werden Menschen betreten, die von der Kunst überrascht werden ...

Ja, das finde ich sehr spannend. Es sollte ein produktives Überraschungsmoment sein, das herausfordert sich selbst ein Bild zu machen. Ich finde die Einbettung meiner Kunst in einen universitären Kontext sehr spannend.

Das klingt als würdest du eine Frage in den Raum schreiben wollen ...

Kunst muss Fragen stellen und Fragen aufwerfen. In meiner Kunst geht es darum, die Komplexität von Machtverhältnissen in unserer Gesellschaft aufzuzeigen. Ich denke da an die spanische Philosophin Marta Peirano, die sich auf die Analyse des Zusammenhangs von Technologie und Macht spezialisiert hat. In ihrem Buch „Der Feind kennt das System“, das in kurzer Zeit bereits in sechster Auflage erschienen ist, beschreibt sie politische Manipulation im Internet. Sie versucht aufzudecken, wie die Funktionsweisen des Internets bewusst vor den Usern verschleiert werden,



Alberto Lomas, Impossible Translations, Installation im Centro Cultural Montehermoso Vitoria-Gasteiz, 2020. © Lomas

indem zum Beispiel ein Interface aus Metaphern entsteht, das unser Wissen ersetzt. Dadurch sollen die wahren Ziele verborgen werden: Datenextraktion und Massenmanipulation. Und das wird von politischen Systemen bewusst eingesetzt. Für Peirano ist der Feind jeder, der die Macht hat, das Richtige für die Bürger zu tun, es aber nur benutzt um die eigene Macht und die eigenen Einflussmöglichkeiten zu stärken. Eine Fragestellung, in der ich mich mit meiner Kunst wiederfinde.

Das Thema Flucht und Migration ist ein sehr emotional besetztes Thema, das unsere Gesellschaft zunehmend spaltet. Wenn sich ein zeitgenössischer Künstler

mit ihnen beschäftigt, erwarten sich viele wahrscheinlich zunächst Provokation. Könnte Kunst auch einen Beitrag zur Deeskalation leisten?

In seinem Buch „Die Angst vor den anderen“ hat der Soziologe Zygmunt Bauman 2016 angesichts der zunehmenden Hysterie und Panikmache im Umgang mit der Flüchtlingskrise in der Europäischen Union die Ursachen des Misstrauens gegenüber den anderen als den Fremden analysiert und Wege zu beschreiben versucht, wie Gelassenheit und Empathie eine Möglichkeit sein könnten, dieser Herausforderung auf der Grundlage humanistischer Werte begegnen zu können. Durch

meine Arbeit in Ländern wie Südkorea, im irakischen Kurdistan oder in Marokko habe ich gelernt, mit Menschen mit unterschiedlichen kulturellen und sozialen Hintergründen zusammenzuarbeiten. Aus der konkreten Begegnung mit ganz unterschiedlichen, mir fremden Menschen und Kulturen, habe ich viele wertvolle Erfahrungen sammeln können. Das ist natürlich immer reziprok. Solche Erfahrungen tragen dazu bei, andere nicht zu stigmatisieren. Es geht dabei immer um Lernprozesse. Kunst ermöglicht es, Grenzen zu durchbrechen und zu überwinden. Kunst kann auch helfen, Migration nicht nur als Problem zu sehen, sondern als Chance und Herausforderung.

■ ■ ■

Hannah Bönisch

mal glatt, mal gezähnt
in schraubiger Drehung
wechselwirken Faser und anima
im weiten Spektrum der Farben
von beständigen Narben gekrönt
dehnen sich aus
machen sich klein
erblühen für sich
in der Essenz
im Sein

Hannah Bönisch

studierte Deutsch & Latein, unterrichtet am Bischöflichen Gymnasium in Graz und wirkte bereits bei Projekten der *Writers in Climate (Crisis)* und des Literaturhauses Graz mit. Zuletzt las sie auf der Veranstaltungsbühne *Frühling 23 (manuskripte & Forum Stadtpark)*. Ihre Texte sind u. a. in *absolut-zine* oder im Podcast *drama_forum* erschienen.



Alberto Lomas, Words Without Papers,
Installation Andräkirche Graz (Detail), 2024. Foto: Milatovic

Konnektivität und Kunst

Kunst als intersubjektives Bezugsgeschehen – Gedanken zu KI-Kunst
Von Julia Kaidisch

In den jüngsten Diskussionen insbesondere zu KI-generierten Bildern werden immer wieder dystopische Zukunftsvisionen gezeichnet: Dem Künstler, dessen Tätigkeit bis dato den Status des genuin Menschlichen genießen durfte, drohe nun die Konkurrenz durch eine weit schneller arbeitende, bereits verblüffend interessante Ergebnisse liefernde Technologie. Aus philosophischer Perspektive drängt sich natürlich die Frage auf, inwieweit sich solche KI-generierten Produkte von Kunstwerken ohne derartigen Hintergrund unterscheiden.

In meinen folgenden Überlegungen möchte ich weniger der Frage nachgehen, ob KI-generierte „Kunst“ überhaupt als Kunst bezeichnet werden sollte. Auch ist klar, dass bereits viele Künstler:innen Technologien wie *Deep Dream*, *DALL-E 2*, *Midjourney* oder *Stable Diffusion* als Werkzeuge in ihrer künstlerischen Arbeit nutzen und so eine neuartige Bildästhetik schaffen. In der Folge werde ich insbesondere von solchen KI-generierten Produkten sprechen, die nicht in ein künstlerisches Konzept eingebunden sind. Auf diese Weise soll den inhärenten zwischenmenschlichen Beziehungsstrukturen der Kunst – verstanden als intersubjektives Bezugsgeschehen – nachgespürt werden.

Das Kunstwerk als *embodied meaning*

Noch bevor die genannten theoretischen Probleme überhaupt virulent wurden, legte der analytische Kunstphilosoph und -kritiker Arthur C. Danto (1924–2013) den Grundstein für eine Untersuchung des genuin Menschlichen in der Kunst. Ausgangspunkt seiner kunstphilosophischen Überlegungen war seit seinem maßgebenden Aufsatz *The Artworld* (1964) der Vergleich des – rein sinnlich betrachtet – Ununterscheidbaren. Beeindruckt von Andy Warhols Kunstwerk *Brillo Boxes*, das aus gestapelten Verpackungsboxen besteht, stellte sich Danto die Frage, worin der Unterschied zwischen den gewöhnlichen Seifenkartons im Laden und jenen optisch detailgetreuen Repliken Warhols besteht, die Danto intuitiv sofort als Kunstwerke anerkannte. Seine Antwort, die er in *The Transfiguration of the Commonplace* (1981) weiter entfaltet, ist (kurzgefasst) die folgende: Was Kunstwerke gegenüber gewöhnlichen Objekten auszeichnet, ist ihre besondere Verbindung zu einer konzeptuellen Ebene, die wiederum eingebettet ist in die Kunst- und Kulturge-schichte ihrer Zeit. Anders gesagt: Hinter Kunstwerken

steckt ein Gedanke, ein Konzept, eine Theorie, die den materiellen Gegenstand aus einer besonderen Perspektive betrachten lässt. Die konzeptuelle Bedeutung ist dem Objekt dabei nicht nur äußerlich, sondern wird in den Kunstobjekten strukturell verkörpert. In Warhols *Brillo Boxes* steigert sich diese Reflexivität der Kunst zur Selbst-reflexivität und macht dadurch die Grenzen zwischen bloßem Objekt und Kunstobjekt sichtbar. Die Verkörperung des Konzeptuellen besteht hierbei in der Präsentation der gewöhnlich aussehenden Schachteln *als* Kunstwerke. Erst durch diesen radikalen künstlerischen Schritt wurde laut Danto sichtbar, dass das Kunstwerk nicht auf seine physischen Eigenschaften reduziert werden darf, sondern als *embodied meaning* verstanden werden muss, dessen Sinn kontextuell und damit relational geprägt ist.

Technische Herstellbarkeit?

In *The Transfiguration* entwirft Danto einer Fülle an Gedankenexperimenten, um seine Frage nach dem Wesen der Kunst weiter zu vertiefen. Eines von diesen ist erstaunlich aktuell: Man stelle sich vor, jemand fülle eine Zentrifuge mit Farbe und durch ein statistisches Wunder werde die Farbe derart auf eine Leinwand geschleudert, dass die so angeordneten Farbflecken von Rembrandts Gemälde *Der polnische Reiter* nicht zu unterscheiden wären. Der Unterschied liegt nun laut Danto *nicht* in der sinnlich wahrnehmbaren Erscheinung. Die Kopie aus der Zentrifuge sei allein darum kein Kunstwerk, weil das materielle Objekt nicht im richtigen Verhältnis zu seiner Ursache stehe. Für solche Objekte gelte: Es erscheint nur so, *als ob* sie ein künstlerisches Statement wären. In Wahrheit aber seien sie nicht mehr als Farbe auf Leinwand und ihrem ontologischen Status nach keine Kunstwerke – wie die gewöhnlichen Seifenschachteln der Marke Brillo.

Dieser Gedanke Dantos lässt sich nun leicht auf die eingangs gestellte Frage anwenden. Die KI-generierten Bilder verhalten sich nämlich zu Kunstwerken – seien diese nun digital oder analog – in derselben Weise wie die aus der Zentrifuge geschleuderte Kopie zu Rembrandts *Polnischem Reiter*. Da es sogar schon mit echten Farben malende Roboter gibt, wäre es also in naher Zukunft durchaus möglich, dass eine solche KI-gesteuerte Maschine Kopien vom Polnischen Reiter herstellt und sogar in der Handschrift Rembrandts oder einer völlig neuen Handschrift eigenständige Malereien erschafft.

Wie sich mit Danto feststellen lässt, geht im Falle von solchen KI-generierten Objekten die Beziehung zu den objektgerichteten Intentionen – den Konzepten und Emotionen eines Künstlers – verloren; es gibt keine Bedeutung, die verkörpert werden kann. Damit ist die ursprünglichste künstlerische Beziehungsebene aufgelöst, nämlich jene zwischen der Gedankenwelt des Künstlers und dem geschaffenen Objekt.

Man könnte nun einwenden, dass die Intention des Künstlers – und damit seine Beziehung zum Werk – für das unmittelbare Kunsterlebnis in den allermeisten Fällen ohnehin völlig irrelevant sei, weil sie nicht wahrgenommen werden kann. Abgesehen von offensichtlichen Problemen eines solch radikalen Purismus der Kunstinterpretation, auf die Danto mit Hinweis auf die konzeptuelle und kontextuelle Einbettung von Kunstwerken bereits aufmerksam gemacht hat, ist die Tatsache, dass es hier de facto *keine* Intention gibt, sehr wohl relevant. Denn so wird die zweite kunstimmanente Beziehungsebene – diejenige zwischen dem Rezipienten und dem Künstler – gestrichen. Versteht man die Tätigkeit des Künstlers als das bloße Herstellen von Objekten, so lässt er sich leicht durch eine Maschine ersetzen. Der Kunst wird man mit einem solchen Verständnis aber nicht gerecht: Sie ist vielmehr eine Praxis, mit der sich der Künstler in Beziehung zu anderen Menschen setzt (auch wenn dies nicht direkt intendiert wird) und diesen so die Möglichkeit gibt, über sich und ihre Beziehung zur Welt zu reflektieren, alternative Perspektiven einzunehmen. Die Beziehungsstruktur der Kunst ist damit letztendlich eine intersubjektive, die aufbauend auf den Beziehungen zu den einzelnen Rezipienten die Gesellschaft als solche umfasst: Der Künstler drückt sich im Werk aus, das den Kulminationspunkt seiner Praxis darstellt, die notwendigerweise von seinem Umfeld geprägt ist; der Rezipient setzt sich mit dem Werk auseinander, sucht die Zusammenhänge zu identifizieren, reflektiert über sie, tritt in Dialog mit anderen, meist partizipiert der Künstler selbst an diesem Dialog, was seine weitere künstlerische Arbeit wiederum prägt. Die Ideen, die uns als Menschen angehen, werden weitergesponnen, schwappen zurück, es entsteht ein Diskurs. Ein bloßes Produkt kann zwar beispielsweise optisch anregend sein, wie auch ein Naturding, kann Gedanken bewirken, wird aber dem Anspruch, einen wahrhaft bedeutungsvollen Resonanzraum – einen, der nicht nur auf dem Schein einer Intention fußt – zu eröffnen, nicht gerecht.

Ästhetischer Speziesismus

Zu guter Letzt möchte ich auf die Eventualität eingehen, dass Maschinen irgendwann tatsächlich eine Form von Bewusstsein erlangen – wäre dies der Fall, so würde sich natürlich eine Art von Austausch entwickeln. Je nachdem, wie nahe sie unserer Gefühls- und Ideenwelt stehen würden, wäre dieser wohl mehr oder weniger intensiv. Man kann sich nun fragen: Liegt im Falle der Kunst eine Art ästhetischer Speziesismus vor? Würden wir trotzdem weiter den künstlerischen Austausch mit Menschen vorziehen, einfach nur, weil wir Menschen sind? Ich glaube, Kunst menschlichen Ursprungs würde nach wie vor einen besonderen Stellenwert genießen, denn die Kunst scheint für uns Menschen eine zutiefst menschliche Angelegenheit zu sein. Würde sich eine KI unserem menschlichen Bewusstsein mit all seinen Bestrebungen, seinen Nöten und seiner Verankerung in der Gesellschaft derart annähern, dass wir das gerechtfertigte Gefühl hätten, es entstehe ein wahrhaftiger Diskurs, so würde KI-Kunst wohl in ihrem Rang deutlich aufsteigen und menschlicher Kunst womöglich ebenbürtig werden. Auch wenn solche Szenarien nach wie vor reine Science-Fiction sind, machen sie – wie Dantos Überlegungen zum fiktiven Zentrifugen-Gemälde – deutlich, was die Kunst grundsätzlich ausmacht: ein intersubjektiver Austausch, ermöglicht durch die ineinander verwobenen Beziehungen zwischen Künstler, Kunstwerk und Gesellschaft.

Julia Kaidisch, studierte Germanistik und Philosophie in Graz. Derzeit befindet sie sich im Doktoratsstudium der Philosophie und arbeitet im Projekt „Re-Import of Analytic Philosophy to German Speaking Academia“. Ihre Forschungsschwerpunkte sind philosophische Ästhetik, insbesondere Philosophie der Kunst.



Foto: privat



Bernhard Wolf, Fuck the Solar System / Burning Down the House, 2023,
Wandarbeit, Foto: Kölbl © Bildrecht Wien

„Fuck the Solar System“

Alois Kölbl im Gespräch
mit dem Künstler Bernhard Wolf

Bernhard Wolf möchte mit seinem Ausstellungsprojekt in der QL-Galerie, das auch ein Diskussions-Panel miteinschließt, zu einem Denkprozess angesichts der Klimakrise anregen. Gleichzeitig thematisiert er auch die Debattenkultur in einem aufgeheizten gesellschaftspolitischen Handlungsfeld. Alois Kölbl hat mit ihm über seine Ausstellung und Möglichkeiten und Grenzen einer künstlerischen Intervention als Beitrag zum gesellschaftspolitischen Diskurs gesprochen.

Der Titel dieses Heftes und unser QL-Jahresthema lauten „Searching Connection“. Wir reagieren damit auf gesellschaftliche Blasenbildung, das Auseinanderdriften immer lauter und aggressiver werdender Gruppen mit Extrempositionen und auf die Tatsache, dass der Tonfall im gesellschaftspolitischen Diskurs rauer geworden ist. „Fuck the Solar System“, betitelt Du Deine Ausstellung in der QL-Galerie, inwiefern hat das mit diesen Entwicklungen zu tun?

Das Ausstellungskonzept und der Titel lassen sich auf zweifache Weise mit eurem Jahresthema verbinden. Zum einen scheint mir die Klimakrisen-Diskussion inzwischen in der Mitte der Gesellschaft angekommen zu sein, zum anderen ist auch in den Diskussionen in diesem Diskurs- und Handlungsfeld der von dir erwähnte, gesamtgesellschaftlich rauer werdende Tonfall beobachtbar. Es geht um die Diskussion von Maßnahmen und Veränderungen, in denen es um den Kern unseres westlichen Bewusstseins – sprich: um Individualität und Konsumfreiheit – geht, da ist es nicht überraschend, dass Emotionen ins Spiel kommen und die Gesprächsführung gereizter wird.

Klima-Aktivist:innen der „Letzten Generation“ kleben sich nicht nur auf viel befahrenen Straßen und an Kreuzungen fest, um Aufmerksamkeit zu erregen, sondern beschmierern auch Bilder in Museen oder schütten Farbe oder andere Substanzen über Kunstwerke. Wie geht es dir als Künstler mit solchen Aktionen?

Ich finde das absolut gerechtfertigt. Die Bedrohungslage ist, wenn wir den wissenschaftlichen Erkenntnissen glauben dürfen, dermaßen eklatant und einzigartig in der Menschheitsgeschichte, dass es drastischer Maßnahmen bedarf. Ich finde die Methoden durchaus moderat, mich überrascht eigentlich, dass es angesichts der prekären Lage nicht schon zur Anwendung noch radikalerer Mittel gekommen ist. Ich halte diese Maßnahmen für notwendig, auch wenn sie natürlich Unmut hervorrufen. In meiner Ausstellung wird auch ein Interview aufliegen, das Thomas Wolkinger mit Ilona M. Otto geführt hat, die als Professorin für gesellschaftliche Auswirkungen des Klimawandels am Wegener Center für Klima und Globalen Wandel an der Universität Graz genau zu diesen Prozessen forscht. Aus ihren Beobachtungen und Forschungen geht ganz klar hervor, wie wichtig bei gesellschaftlichen Prozessen dieser Art Proteste von der Straße und Aktivismus sind.

Noch einmal zurück zum Titel der Ausstellung „Fuck the Solar System/Burning Down the House“, der im zweiten Teil einen Liedtitel der Band Talking Heads aus den achtziger Jahren zitiert. In welchem Zusammenhang steht er mit dem Projekt in der QL-Galerie?

Der Titel erwächst aus meiner künstlerischen Praxis, in der ich mich immer wieder mit kollektiven Zeichen und gesellschaftlichen Klischees beschäftige. Sehr oft zitiere ich dafür in meinen Werken auch aus der Popkultur. Wir kennen alle

Zitate aus Protestbewegungen, wie etwa „Make Love not War“ oder Ähnliches. „Fuck the System“ reiht sich da nahtlos ein und hat sich in den Straßenprotesten der letzten Jahre und Jahrzehnte als oft skandierter oder auf Plakaten zu lesender Slogan etabliert. Ich verwende gerne solche Stehsätze und verfremde sie dann für meine künstlerischen Zwecke in eine gewisse Richtung, um neue Interpretationsebenen aufzumachen. „Fuck the System“ ist Ausdruck einer individualistisch-nihilistischen Haltung, die sich auf Veränderungsprozesse hier auf der Erde bezieht, „Fuck the Solar System“ ist eine überdrehte semantische Übertreibung, die sich fiktiv gegen den ganzen Kosmos wendet und damit totale Sinnlosigkeit zum Ausdruck bringt. Ich versuche damit das übermächtige Bedrohungsszenario unseres Habitats und eine mögliche Reaktion darauf in ein Bild zu fassen.

Geht es dir damit als Künstler primär darum ein Problemfeld zu benennen, oder glaubst du auch ganz konkret etwas verändern zu können?

Zunächst bin ich als Mensch und Staatsbürger stark bewegt von den Herausforderungen der Klimakrise und natürlich will ich diesbezüglich etwas verändern. Wir erleben ein Szenario, für das die letzten Handlungsfenster gerade noch offenstehen. Das versuche ich auch in meine Kunst einfließen zu lassen. Mir ist natürlich bewusst, dass die Kunst bei der Entwicklung von Lösungsansätzen zur Bewältigung der Klimakrise nur ein

Nebenschauplatz sein kann. Allerdings verfügt die Kunst, zumindest in unserer westlichen Gesellschaft, über gute Möglichkeiten gesellschaftliche Aufmerksamkeit zu erregen. Schon seit einiger Zeit versuche ich mit den Mitteln der Kunst Klima-Statements im öffentlichen Raum und damit im gesellschaftlichen Diskursfeld zu platzieren. Dabei greife ich immer wieder auf ein Icon zurück, das aus einem blauen Kreis besteht, der für die gesamte Atmosphäre, unser Habitat, steht und darin eingeschrieben liest man „+15°“. Das entspricht der durchschnittlichen Oberflächentemperatur auf der Erde. Es ist ein plakatives Bild für die wissenschaftliche Erkenntnis, dass es fatale Folgen hat, wenn sich dieser Temperaturwert in Zukunft weiter erhöhen sollte.

Die QL-Galerie ist kein White-Cube, sondern das zum Galerie-Raum adaptierte ehemalige Treppenhaus einer herrschaftlichen, großbürgerlichen Villa des späten neunzehnten Jahrhunderts. Welche Rolle wird dieses Raum-Setting für deine Arbeit spielen?

Ich finde den Raum für meine Arbeit sehr spannend. Er hat sehr ungewöhnliche Proportionen, gerade im Lichthof entwickelt er eine unglaubliche Höhendimension, das hat mich herausgefordert. Mit meinen Arbeiten reagiere ich ja immer wieder auf sehr unterschiedliche und durchaus ungewöhnliche Raumsituationen. Mir ist es wichtig, mit dem jeweiligen Raum in einen Dialog zu treten. So werden auf den hoch aufragenden Säulen zum Lichthof Ausschnitte aus dem Klima-Icon appliziert, dazu kommen Informationsgrafiken im Lichthof; und wenn man sich dann dem Ausgang zuwendet, nimmt man in dem Bereich, der wegen der Galerie darüber und den beiden Heizkörpern an der Wand eher gedrängt wirkt, ein fragmentiertes, an Höhlenmalerei erinnerndes Mammuthaar wahr. Es wirkt dort wie ein stilles Memento, wieder etwas plakativ, dessen bin ich mir bewusst, an das, was auch uns Menschen blühen könnte, wenn wir

die globalen Entwicklungen nicht in den Griff bekommen. Ich weiß schon, dass das Mammuthaar nicht wegen klimatischer Veränderungen ausgestorben ist, aber man denkt wohl unwillkürlich daran, dass unsere Erde auch ohne die Spezies Mensch weiter existieren könnte. Ich glaube das Bewusstsein um dieses Szenario ist noch nicht in der Gesellschaftsmitte angekommen. Mir geht es mit diesen sehr sparsamen Setzungen im vorhandenen Raumgefüge gerade darum, die Verdrängungsmechanismen im Klimadiskurs zu visualisieren, die direkt mit den Errungenschaften unserer westlichen Wohlstandsgesellschaft zu tun haben, auf die wir nicht verzichten wollen. Das Setting des Raumes steht für das Industriezeitalter, in dem man begonnen hat, die Ressourcen der Erde möglichst effizient und schonungslos auszubeuten. Ein Jahrhundert später sind wir nun an einem Endpunkt dieser Entwicklungen angelangt. Ich lasse in diesem Szenario großbürgerlicher Versatzstücke aus dem Industriezeitalter, das man gemeinhin mit Üppigkeit und Opulenz assoziiert, bewusst sehr viel Luft und Freiraum durch meine sehr reduzierten Setzungen. Die Verwerfungen im Diskurs und der raue Ton in den Diskussionen haben für mich ganz wesentlich damit zu tun, dass es in der zu führenden Debatte zu einem extrem komplexen Thema letztlich um die DNA unserer Sozialisierung in der westlichen Welt mit dem Paradigma der Konsumfreiheit geht, auf die wir alle nicht oder nur sehr ungern verzichten wollen. Wir müssen aber sehr nüchtern die Wohlstandsstatistik zur Kenntnis nehmen, dass zehn Prozent der Weltbevölkerung über fünfzig Prozent des globalen CO₂-Ausstoßes verursachen. Die westliche Wohlstandsgesellschaft mit all ihren Errungenschaften muss sich dieser Verantwortung stellen und natürlich geht es dabei auch um Verzicht und Veränderungen im individuellen Lebensstil.

Der Raum der QL-Galerie ist gleichzeitig auch das Foyer eines Studierendenhauses. Hier werden auch Personen

hereinkommen, die nicht darauf vorbereitet sind, mit Kunst konfrontiert zu werden. Was bedeutet das für deine Arbeit?

Ich bewege mich sehr oft außerhalb des klassischen Kunstkontextes, deswegen ist das für mich gar nichts Ungewöhnliches. Auch im Öffentlichen Raum adressiere ich hauptsächlich an ein Nicht-Kunstpublikum. Ich bemühe mich also, nicht allzu verklausulierte künstlerische Botschaften zu formulieren. Das Projekt in der QL-Galerie ist aber nicht nur ein Kunstprojekt. Es wird sich mit einem Diskussionspanel verschränken, bei dem Birgit Bednar-Friedl, die Vorsitzende des Klimabeirates der Stadt Graz, mit dem Wirtschaftspsychologen Thomas Brudermann und dem Kommunikationswissenschaftler und Klimaaktivisten Manuel Grebenjak mit Thomas Wolkingner, dem Leiter des neuen Lehrgangs für Nachhaltigkeitskommunikation und Klimajournalismus an der FH Joanneum als Moderator auf einen Theorie-Input von Ilona M. Otto reagieren werden. Zudem wird auch im Galerieraum Diskurs- und Theoriematerial aufliegen. Ich hoffe, dass ich damit einen sinnvollen Beitrag zum Nachdenken in einem notwendigen Veränderungsprozess leisten kann.

„Außer sich und zwischen uns“

So unterschiedlich und vielfältig die Formen und Spielarten von Verbindungen auch sind, sie alle brauchen etwas ganz Bestimmtes: einen Raum des Zwischen.

Von Daniel Pachner

Das „Zwischen“: auch so ein Begriff, unter dem man sich nicht gerade etwas Konkretes vorstellen kann und der aus sich heraus wenig erklärt. Wer mit Theologen und Philosophen zu tun hat, weiß, wie beliebt bei ihnen diese Art von (scheinbar) nichtssagenden Begriffen mitunter sein kann. Und um hier nicht gleich ganz gegen die eigene Zunft zu schreiben: das nicht ganz ohne Grund. Denn es sind gerade solche, vieles offenlassende Begriffe, die über das Konkrete hinaus Dinge in den Blick rücken, die grundsätzlich bedeutsam sein können. Das „Zwischen“ ist ein solcher Begriff, der, wenn es um „Searching Connection“ geht – oder zu Deutsch: das Suchen von Verbindung –, für das Verständnis, was Verbindungen ausmacht, unerlässlich ist.

Diesem Begriff hat der deutsche Philosoph Bernhard Waldenfels in seinem Werk „Bruchlinien der Erfahrung“ viel Platz eingeräumt. Der Titel ist darum auch nicht ohne Grund unter Anführungszeichen gesetzt: er ist ein Zitat aus diesem Werk, mit dem Waldenfels die Grundcharakteristika des Dialogs beschreibt. Ein echtes Miteinander, ein echter Dialog, braucht beides, das „außer sich“ und das „zwischen uns“.

Verbindung und das Dazwischen

Ganz grundlegend gedacht: Verbunden kann man nur sein, wenn es ein „Zwischen“ gibt; etwas „zwischen uns“, durch das eine Verbindung hindurchgeht und das diese Verbindung auch ausmacht. Ein Zwischen-Raum oder ein Dazwischen eben, das die jeweilige Art und Weise der Verbindung prägt und ermöglicht. Doch das Dazwischen ist natürlich auch das, was eine Verbindung erfordert: nur wo es Distanz und Differenz gibt, gibt es ein „Zwischen“; wo es keinen Unterschied zwischen den zwei Polen einer Verbindung gibt, braucht es auch keinen Raum für ein Dazwischen – und damit auch keine Verbindung. Heißt das aber, wir sollten in unserem Leben alle Zwischen-Räume aufzulösen versuchen?

Ein Blick in die Geschichte christlicher Spiritualität illustriert eine solche Auflösung des Dazwischen und seine Folgen für die besondere Beziehung von Gott und Mensch. Wo es kein Dazwischen mehr gibt, da gibt es

auch keine Verbindung mehr, so wie Meister Eckhart in einer seiner Predigten das eigentliche Ziel in der Beziehung des Menschen zu Gott definiert: „Manche einfältigen Leute wännen, sie sollten Gott so sehen, als stünde er dort und sie hier. Dem ist nicht so. Gott und ich, wir sind eins.“ Diese Form der *unio mystica* mag erstrebenswert, geradezu paradiesisch, klingen. Ob sie aber eine Art der Beziehung ist, die man in allen Facetten des Lebens haben möchte oder eine ist, die man überhaupt beständig haben kann, wage ich zu bezweifeln.

Ohne das Dazwischen erübrigt sich auch jede Notwendigkeit von Kommunikation, von Miteinander und Dialog. Was verloren geht, ist der erste Teil der Überschrift, das „außer sich“. So mühsam es manchmal sein mag, Verbindungen zu pflegen und aufrechtzuerhalten, im Dialog zu bleiben und das Miteinander zu suchen: täte man es nicht, man bliebe recht bald allein in der Welt zurück. Es erfordert ein Hinausgehen und Aus-Sich-Herausgehen, das nicht bei sich allein verbleibt. Eben dieses Aus-Sich-Herausgehen hat aber auch Konsequenzen: wo Worte fallen und wo es zu Ausdruck kommt, da erst kann es potenziell eine Antwort geben. Eine echte Antwort jedoch wird es nur sein, wenn sie nicht eine bloße Wiederholung des Wortes ist, sondern von einem Anderen kommt, das man selbst nicht ist – Dialog statt Monolog. Oder wie es Waldenfels sagt: „Demgegenüber versuche ich, die Fremderfahrung als ein Antworten zu verstehen, das anderswo beginnt.“ So erstrebenswert die *unio mystica* à la Meister Eckhart nun auch klingt: Ist nicht die Art der Begegnung mit Gott, wie sie in der Bibel viele Male erzählt wird, oft die Erfahrung eines ganz Anderen?

Grundtugend „Offenheit“

Es mag merkwürdig erscheinen, das Fremde oder Andere zu betonen, wie es Waldenfels in Bezug auf das Dazwischen tut. Geht es beim Verbunden-Sein denn nicht gerade um das Finden eines gemeinsamen Grundes, dem beide Seiten zustimmen können? Folgt man Waldenfels, dann eher nicht: sich einig sein ist ja nicht schlecht; die Gefahr dabei ist nur, dass es kein wirklicher Dialog ist, wenn man sich selbst oder auch der Andere sich bei

einem selbst nur wiederholt, ohne dass sich ein Unterschied oder eine Differenz einstellt. Ein Antworten, „das anderswo beginnt“, beginnt nicht bei einem selbst, sondern ist ein Antworten, das erst wirklich ein Pol für eine echte Verbindung sein kann. Erst hier, wenn ein Anderer auch wirklich Raum hat und auch man selbst – ein Zwischen-Raum eben – kann eine echte Verbindung entstehen. Erst hier beginnt ein Miteinander, das sich nicht durch Gleichförmigkeit, sondern durch Verschiedenheit auszeichnet; erst dann ist es ein Mit-Einander und nicht nur ein Neben-Einander. Man wird nur scheinbar einem Anderen gerecht, so Waldenfels, wenn man ihn als ein anderes Ich sieht, das gleich „tickt“ wie man selbst oder das räte, wenn man sich selbst und das, was man denkt, meint oder sagen möchte, gut genug kommuniziert hat: „Ein Du, dessen Platz ich einnehmen kann, ist letzten Endes nichts weiter als ein *alter ego*, in dem ich mich spiegle, nicht aber verdopple.“

Dieser Moment des Verdoppelns ist entscheidend für das Entstehen von Verbindung. Es ist ein Moment, der zu einem echten Dialog gehört und den man sich in der Erinnerung an ein gutes Gespräch vergegenwärtigen könnte: denn dazu gehört nicht nur, dass ich und der Andere etwas gesagt haben – als ob es ein bloßer Austausch von Informationen wäre –, sondern auch, dass ich beim Anderen mich wiederfinde, so wie er sich bei mir; dass ich gehört wurde und der Andere von mir. Kommunikation ist mehr als bloßes Hin und Her von Worten, sondern die Etablierung eines Gemeinsamen, die die Unterschiede nicht nivelliert, sondern ihnen Platz einräumt und die die jeweiligen Kommunikationspartner nicht unberührt lässt. Dieses Gemeinsame ist nur dann ein Gemeinsames, wenn es sich im Dialog ergibt und nicht von vornherein bestimmt ist. Echte Verbindung entsteht dann, wenn die Art und Weise der Verbindung nicht bereits zuvor feststeht – und damit auch die Rolle oder Aufgabe des Anderen oder von einem selbst –, sondern wenn es zu einem Miteinander kommt. Hier hat die englische Sprache gegenüber der deutschen einen entscheidenden Vorteil, denn sie benennt das Entscheidende einer echten Verbindung: „Searching Connection“, den Konnex suchen, oder das im Miteinander (*co*) erworbene Band und Verknüpfende (*nexus*).

Mit Blick auf den Menschen

Echte Verbindung ist ein Beziehungsgeschehen, das transformierend wirkt. Diese Wirkung lässt sich aber nicht planen, nicht voraussagen: sie entsteht potenziell im Zugehen auf andere, ist ein Wagnis, das man nur eingehen kann und das einen selbst auch verändern kann. Auf

eine Institution und einen „Beziehungsort“ wie die KHG hingedacht: die „Zeichen der Zeit“ sehen ist das eine; mit ihnen in Dialog zu treten, sich auf ihre Sprache einzulassen und das je Eigene nochmal zu übersetzen, ist das andere. Sich auf diese „pastorale Prägung“, wie es Papst Franziskus vor Kurzem bezeichnet hatte, immer wieder zurückzubedenken braucht es, wenn es um echte Verbindungen und Beziehungen geht. Der Papst benennt auch mit, was das nicht nur für die Theologie heißt: „von den verschiedenen Kontexten und konkreten Situationen ausgehen, in die die Menschen eingebettet sind“.

Das heißt auch, sich einzulassen auf die Beziehungsmuster, in denen Menschen heute stehen. Die Digitalisierung hat die Formen von Kommunikation und Sich-Verbinden grundlegend verändert. Vieles, was früher noch im Leibhaftigen passiert ist, hat sich heute durch die mannigfachen technischen Möglichkeiten gewandelt, die es Menschen ermöglichen, ihre Gemeinschaften selbst zu wählen, weltweit und in den unterschiedlichsten Sprach- und Kulturkreisen. Das Leibhaftige – oder schon von einem digitalen Standpunkt aus gedacht: das Analoge – darf nicht verloren gehen, denn es ermöglicht wieder andere Beziehungen und eine andere Form von Verbindung. Von den Kontexten der Menschen auszugehen, heißt aber auch, an diesen Kontexten selbst teilzuhaben und dort zu kommunizieren – und damit einen christlichen Ausdruck im Digitalen zu finden, der die Digitalisierung nicht als Feind begreift, sondern als eine weitere Möglichkeit, mit Menschen in Verbindung zu treten. Pastorale Akzente dort zu setzen, wo die Digitalisierung grundlegende Bedürfnisse der Menschen nicht ohne weiteres erfüllen kann, ist nicht weniger wichtig als das Positive des Digitalen selbst zu sehen.

Das erfordert manchmal ein Aus-Sich-Herausgehen, Wagnisse eingehen und kreativ mit den „Zeichen der Zeit“ zu interagieren. Möglich ist es allemal: es erfordert nur die Bereitschaft und den Mut zum „außer sich und zwischen uns“.



Daniel Pachner, studierte Katholische Fachtheologie in Graz. Aktuell wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Graz im Rahmen eines DOC-Stipendiums der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Ab Oktober 2023 Bildungsreferent und Chefredakteur von *Denken+Glauben*.

Foto: Radlinger



Alberto Lomas, Re(f)used,
Ausstellungsansicht in der QL-Galerie (Detail), 2024.
Foto: Milatovic

Konnektivität und Wissenschaft

Zwischen Expertentum, digitaler Transformation und Vertrauenswürdigkeit
Von Simone De Angelis



Alberto Lomas, In Reflection
(All the Borders Have Two Sides), 2024. © Lomas

Durch die Digitalisierung und in der modernen medialen Welt hat sich die Art und Weise, wie Menschen zueinander in Verbindung treten, verändert. Obwohl die Möglichkeiten, sich zu vernetzen, nahezu grenzenlos geworden sind, gestalten sich die zwischenmenschlichen Beziehungen – innerhalb und außerhalb des Netzes – dennoch anonymer und fragiler. In einer komplex gewordenen medialen Welt verändert sich auch die Rolle von Expert:innen. Expert:innen wie Laien haben einen nahezu uneingeschränkten Zugang zu Informationen im Internet. Dennoch sind diese, wenn es um fundierte und sachliche Information geht, nicht gleichberechtigt. Zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung bleiben Expert:innen die primäre Informationsquelle, wenn es um Sachfragen geht. Tatsache ist, dass sie täglich in den Medien im Hinblick auf Sachfragen konsultiert werden. Aber wieso sind sie glaubwürdig und warum sollte man ihnen vertrauen?

Expert:innen als Zeugen und Konnektoren von Wissen

In historischer Perspektive entstehen die Fragen nach Glaubwürdigkeit und Vertrauen im Kontext der Humanisten des 15. Jahrhunderts, die Texte antiker Autoren *als Zeugen* betrachteten. Texte von Autoritäten wie Aristoteles oder Galen wurden in dieser Zeit oft als Argumente oder Beweise für einen Sachverhalt herangezogen. Für die Humanisten war ein autoritativer Text oder eine

Zeugenaussage kein direkter Beweis, sondern ein Gegenstand, den sie mithilfe der Philologie untersuchten. Die Philologie war in der Frühen Neuzeit neben der Geometrie eine neue Form von Rationalität oder kritische Urteilskraft, die für die Entwicklung des modernen Denkens eine zentrale Rolle gespielt hat. Ein zweiter historischer Kontext ist wichtig: Die Befragung eines:r Experten:in hatte eine ähnliche Struktur wie ein Gutachten in einem Gericht: Expert:innen wurden herangezogen, über Fachhemen befragt, während Richter und informierte Laien entschieden. Das hat mit dem Begriff der Autorität zu tun, der in der antiken Rhetorik klare Kriterien aufweist und den Zeugnisgeber auszeichnet: 1. Die Rückführbarkeit des Arguments auf Erfahrung und Autopsie; 2. Vertrauenswürdigkeit; 3. Kompetenz und 4. Ehrlichkeit. Sind diese Kriterien erfüllt, so „ist jedem Experten in seiner Wissenschaft zu glauben“, wie es in einem einflussreichen spätmittelalterlichen Logikbuch heißt.

Digitalität als Herausforderung

Und dennoch gestaltet sich die gegenwärtige Situation anders. Die Texte der Humanisten sind heutzutage im Netz zugänglich: Die *Geographie* des antiken Astronomen und Mathematikers Klaudius Ptolemäus (2. Jh. n. Chr.) findet sich beispielsweise auf der Homepage der Vatikanischen Apostolischen Bibliothek und ist digital abrufbar. Im Prinzip ist es möglich, dass jede:r auf diesen Kodex zugreift, ihn als Digitalisat herunterlädt, oder die Ptolemäische Kegelprojektion der Welt betrachtet. Dennoch kann – trotz dieser grundsätzlichen Verfügbarkeit der Quellen – eben nicht jede:r den Text methodisch-kritisch lesen und verstehen. Dazu bedarf es nämlich bestimmter Kompetenzen. Zum Beispiel müssen wir die Veränderungen gegenüber dem antiken Weltbild berücksichtigen, um uns zu vergewissern, dass wir der antiken Autorität nicht mehr in jedem Punkt trauen können; wir lernen, den Text des Ptolemäus zu historisieren und historisch-kritisch zu interpretieren.

Bei dem Text des Ptolemäus sind Quelle und Autor bekannt. Durch die Digitalisierung und die Welt der *social media* gelangen dagegen heute alle möglichen Texte, Bilder oder Kommentare ins Netz. Die verbreitete Nichtidentifizierbarkeit der Autor:innen führt *prima facie* zu einem Zerfallen des Autoritätsprinzips: Texte, Bilder, Daten und Ereignisse werden jetzt nicht mehr nur von Expert:innen, sondern auch von Laien gedeutet. Die Verfügbarkeit von Daten im Netz ist gewiss eine Errungenschaft der Demokratie, aber auch eine Quelle der Unsachlichkeit, der anonymen Manipulation und der Logorrhö.

Betrachtet man ferner die Entwicklungen auf dem Feld der AI (*Artificial Intelligence*), etwa des sogenannten ChatGPT (*Generative Pre-trained Transformer*), also der Programme, die mittels Algorithmen Texte zum Thema *x* generieren, scheint der/die Autor:in vollends zu verschwinden. Das Prinzip ist dabei analog zum Schachspiel: Es gibt unzählige Möglichkeiten, einen Schachzug auszuführen; die maschinelle Intelligenz speichert alle möglichen Kombinationen und sucht blitzschnell für eine bestimmte Konstellation den wahrscheinlichsten Schachzug aus. So ähnlich werden durch AI Texte generiert, ohne jedoch Quellen und Autoren anzugeben. Quelle und Autor driften auseinander. Ist das der von der Postmoderne propagierte „Tod des Autors“? Nicht ganz. Gegenwärtig bezichtigen Schriftsteller:innen aus den USA die Urheber von ChatGPT des Plagiats und reklamieren für sich die Autor:innenrechte ihrer literarischen Texte.

Digitalität und die Rolle des Expertentums

Was bedeutet es nun also für die Rolle des/der Expert:in in einer multi-medialen und global vernetzten Gesellschaft zu leben? Es gelten nach wie vor die Kriterien der Autorität: Ehrlichkeit und Kompetenz. Durch die Interventionen der Experten:innen in den Massenmedien kommen Klärung und Differenzierung in der öffentlichen Kommunikation hinzu, die den Laien in die Lage versetzen, ein fundiertes Verständnis des jeweiligen Sachverhaltes zu entwickeln. Angesichts der Multikrisen, die heutige Gesellschaften auf dramatische Weise heimsuchen – globale Erwärmung, Pandemien, Migration etc. – ist mit Nachdruck zu betonen, dass der Experte als Zeugnissegeber der Wahrheit und dem Wissen verpflichtet ist, selbst wenn diese:r stets der Gefahr ausgesetzt bleibt, dass ihm nicht geglaubt wird.

Auch für Klimaleugner, Verschwörungstheoretiker:innen, Nationalisten und Populisten und Populistinnen jedweder Couleur gilt selbstverständlich das Recht auf Meinungsfreiheit. Der Unterschied zu autokratischen Staaten, wo die Menschen nicht frei sind, zu sagen, was sie denken, liegt gerade hier. Weil es sich so verhält, erwächst in liberalen Demokratien ein Bildungsauftrag, der sämtliche

Bildungsinstitutionen, allen voran Schulen und Universitäten, angeht. Es geht darum, aus der Fülle von Informationen und Daten, die täglich auf uns herunterprasseln, zu unterscheiden, was vertrauenswürdig ist und was nicht, was seriös recherchiert ist und was *fake news* und Propaganda sind, was Wahrheit ist und was Fiktion. Die Formen medialer Vermittlung haben sich seit der Frühen Neuzeit verändert, die Kriterien, die Expert:innen und Autorität auszeichnen, sind dieselben geblieben. Diese Kriterien sind heute die Kriterien der Wissenschaft, die bestimmt partiell, vorübergehend, fallibel und revidierbar ist. Und dennoch gibt es gute Gründe, Experten:innen und Autoritäten, die Zeugenschaft überprüfen und neue Zeugenschaft ablegen, zu glauben.

Klimaexpert:innen sind ein gutes Beispiel. Die Natur ist wie die Umwelt, die Biosphäre, die Erde oder das Klima ein „Hyperobjekt“, das von bloßem Auge nicht sichtbar ist. Und dennoch spielen sich die Effekte des *global warming* durch Hitzewellen, Brände und andere extreme Wetterereignisse, deren Frequenz rasant zunimmt, vor unseren Augen ab. Klimaexperten sprechen von Grenzen des Erdsystems: Es werden sichere und gerechte Grenzen der Erderwärmung berechnet, wobei jede Dezimalstelle über 1° Celsius zählt; es werden Fragen der Gerechtigkeit erörtert, die sich gegenüber jetzigen und zukünftigen Generationen stellen sowie die notwendige Aufrechterhaltung natürlicher Ökosysteme eingefordert, von welchen alle Menschen, andere Spezies und das Erdsystem abhängen. Jenseits dieser Grenzen können Menschen auf der Erde nicht mehr (über)leben und sind gezwungen, sich in sogenannten Klima-Nischen zurückzuziehen. Bis 2100 lebt voraussichtlich ein Drittel aller Menschen außerhalb von Klima-Nischen. Dass die Konsequenzen für die Weltbevölkerung dramatisch wären, wenn wir uns jetzt um den Klimaschutz nicht ernsthaft kümmern, liegt auf der Hand.

Und dennoch scheint Klimaschutz weltweit betrachtet keine Priorität zu sein, mitunter wird geleugnet, dass der Klimawandel menschengemacht ist. In der Ära der digitalen Transformation und der globalen Vernetzung ist Zeugenschaft ablegen also ein schwieriges Geschäft geworden.

Simone De Angelis, habilitierte sich – nach Studien der Germanistik, Romanische Philologie, Linguistik und Wissenschaftsgeschichte – in Vergleichende Literaturwissenschaften und Wissenschaftsgeschichte. Seit 2011 ist er Professor für Wissenschaftsgeschichte in Graz. Zu seinen Schwerpunkten zählen u.a. die Frühe Neuzeit, Medizingeschichte, Historische Epistemologie, Zeugenschaft und Autorität.



Foto: Caputo

Gemeinsam multireligiös

Von Marcus Hütter

Auf der großen Parkbühne stehen drei Sessel, auf denen drei Menschen Platz genommen haben. Sara Huber, Pfarrerin in Ausbildung der evangelischen Kirche, Pater Leo Thenner von der katholischen Kirche und Hafiz Sabahudin Hasic, erster Imam der Islamischen Religionsgemeinde Steiermark. Mehrere hundert Schüler:innen sitzen auf Bänken im Parkgelände der Schule. Sie alle feiern ein multi-religiöses Schulabschlussfest. Zusammen singen sie Lieder wie „We are the world“, hören und beten Gebete aus den verschiedenen religiösen Traditionen, erleben ein Theaterstück, pflanzen einen Baum gemeinsam – sprechen sich im Wechsel „Salam Aleikum – und Friede mit dir“ oder „Friede sei mit dir – wa aleikum assalam“ zu. Es ist ein besonderes multireligiöses Schulabschlussfest an diesem 6. Juli 2023, denn es ist das erste seiner Art im BG/BORG Graz-Liebenau (HIB). Zu Beginn des Schuljahres kam der Vorschlag dazu auf – es bildete sich ein Team aus Religionslehrer:innen unter der Leitung des neuen evangelischen Religionslehrers und evangelischen Pfarrers Marcus Hütter, der das Fest plante und auch leitete. Neben Gesprächen im Team bei den Vorbereitungstreffen gab es eine Vielzahl an Gesprächen, mit der Schulleitung, mit den Kolleg:innen der Schule, mit den Religionsvertreter:innen. Offene Kommunikation und ernstgemeinter Dialog war und wird immer der Schlüssel sein, um Projekte wie dieses auf den Weg zu bringen.

Eine Frage der Haltung

Offene Kommunikation und Dialog auf Augenhöhe zwischen Menschen unterschiedlicher Religionsgemeinschaften mögen der Schlüssel sein – sie nimmt dort allerdings nicht ihren Ausgang, sondern fängt bei mir, bei jedem Einzelnen und jeder Einzelnen an. Es ist eine Frage der Haltung, der inneren Bilder und Glaubenssätze, die ein Mensch in sich trägt und die er oder sie lebt. Religion und Religionen können beides nähren, können zu beidem führen: Zu destruktiven, menschenverachtenden Sicht- und Verhaltensweisen, die ein Miteinander, die einen gemeinsamen

Einsatz füreinander, für das Land, für die Welt, verunmöglichen. Mustergültig lässt sich das gerade im Ukraine-Konflikt beobachten, wenn der höchste Vertreter der russisch-orthodoxen Kirche Verachtung predigt und einem Angriffskrieg rassistisch-religiös zur Legitimation verhilft. Aber auch in verschiedenen islamistisch-terroristischen Gruppierungen ist diese Saat des Hasses und der Verachtung zu finden. Religion kann beides – sie kann auch anders. Es macht eben einen Unterschied, mit welcher grundsätzlichen inneren Haltung ich Menschen begegne. Ist dieser dort mein Feind? Ein Fremder, eine Fremde? Ein anderer oder eine andere – oder christlich gesprochen vorab und prinzipiell zunächst mal mein Nächster, meine Nächste?

Offene Ohren und offene Herzen in Graz – zum Wohle aller

Die eigene innere Haltung und die entsprechenden Folgen in Wort und Taten – sie müssen beim Nächsten, bei der Nächsten natürlich auf offene Ohren und offene Herzen treffen. Offene Ohren und Herzen – das kann sich entwickeln, das kann entstehen durch persönlichen Einsatz. Nach dem ersten Jahr als Pfarrer der evangelischen Heilandskirche mit Schwerpunkt Tochtergemeinde Liebenau kann ich bisher freudig bestätigen: Solche Ohren und solche Herzen findet man in Graz bereits! Es gibt eine Vielzahl an Möglichkeiten auch des institutionalisierten multi- und interreligiösen Dialogs. Zu nennen ist natürlich der Interreligiöse Beirat der Stadt Graz – und es sagt eben etwas über das Klima in dieser Stadt aus, dass die Bürgermeisterin diesen einberuft.

Die Herausforderungen werden angesichts der Klimakrise in Zukunft nicht geringer werden. Gehen die Religionen mit gutem Beispiel voran – gemeinsam, auf Augenhöhe, verbunden – so tragen sie dazu bei, den Herausforderungen begegnen zu können. Zum Wohle aller.



Foto: privat

Marcus Hütter, ist seit September 2022 Pfarrer der Evangelischen Pfarrgemeinde A.u.H.B. Graz-Heilandskirche mit Schwerpunkt Tochtergemeinde Liebenau.

Die Grenze der Online-Verbundenheit

Über das Analoge und Digitale
Von Hermann Milletich

„User disconnected from your channel.“ Diesen Standardsatz hört man, wenn in einem der bekanntesten, internetbasierenden Voice-Chats das Gegenüber das Gespräch beendet. Nur ein Klick und mit diesem Hinweis endet das Verbundensein.

Seit der Antike spricht man davon, dass wir ein soziales Wesen sind. Denn der Mensch ist grundsätzlich darauf aus, in Gemeinschaft mit anderen zu leben. Ganz besonders wichtig für uns ist dabei, Menschen zu finden, mit denen wir eine starke Verbundenheit aufbauen können, z. B. Freundschaften und Liebesbeziehungen. Philosophisch gesprochen hat es einen besonderen Wert für uns als Mensch, zum eigenen Ich ein passendes Du zu finden, so dass eine starke, innige Verbundenheit, ein bleibendes Wir entstehen kann. Ein solches Wir kann uns im Leben Halt geben. Dazu aber ist es notwendig, dass es über eine zufällig verbindende Situation hinaus bestehen bleibt. Entscheidend dafür sind Nähe und Vertrautheit.

Einen wirklichen Vertrauten zu finden, sei es einen Freund oder Partner, ist von enormer existenzieller Bedeutung für uns. Trügerisch hingegen sind lose Verbindungen. Besonders jene, die nahezu keine Beständigkeit aufweisen. Das trifft auf jedes *Online-Wir* zu. Cyberbekanntschaften sind in den allerwenigsten Fällen dazu geeignet, ein beständiges Wir hervorzubringen. Denn wer ist das denn, dein *Online-Du*?

Wer ist dieser Mensch *eigentlich*? Stellt man diese Frage im Kontext von Online-Foren, Social-Media oder Online-Chats, geht es primär um sehr oberflächliche Informationen, wie z. B. den echten Namen eines bestimmten Users. Anders wenn dieselbe Frage in einem existenziellen Kontext gestellt wird, etwa in einem ruhigen, kontemplativen Moment. Dann durchbricht sie durch das bloße Gestelltwerden bereits alles Oberflächliche. Wer bist du eigentlich? Wer bin ich eigentlich? Hier geht es nicht mehr um Namen oder dergleichen. Denn hier zielt die Frage unter die Oberfläche und handelt z. B. von dem, was bleibt, wenn man alle Rollen wegnimmt, die man in der Welt

freiwillig spielt bzw. unfreiwillig zu spielen hat und alle Masken abnimmt, die man sich aufsetzt, um sich nur ja nicht etwa zu verletzlich oder zu verträumt zu zeigen.

Auch ohne diese, vielleicht sehr schwierigen existenziellen Fragen zu beantworten, scheint eines ganz klar: Ein beständiges Wir kann nicht auf Masken und Rollen aufbauen. Daher wird das Online-Du niemals mit einem realen Du konkurrieren können, wenn es darum geht, ein Miteinander entstehen zu lassen, das andauert. Denn ein wahrer Vertrauter kann nur jemand sein, der mich so sieht, wie ich wirklich bin. Jemand, der meine Rollen und Masken durchschaut. Jemand, der nicht sie, sondern mich sieht. Entscheidend für eine derart innige Vertrautheit ist Nähe. Denn wer mich als den erkennt, der ich eigentlich bin, dem kann ich unbegrenzt nahe sein und nur derjenige kann mir nahe sein. Durch jene starke Form der Nähe und Vertrautheit entsteht sodann eine Verbundenheit, die unbedingten Wert für uns als Menschen hat.

Wenn sich nun aber der Wert der Verbundenheit aus Nähe und Vertrautheit speist, dann gilt für das Online-Du ab einem gewissen Punkt immer: „User disconnected from your channel“, wenn es darum geht, ein beständiges Wir entstehen zu lassen. Denn im Cyberspace können wir uns nie eines Menschen ganz versichern. Wir erfassen immer nur bestimmte Aspekte, Facetten und Ausschnitte. Die Online-Verbundenheit tritt jedoch gerne mit dem Anspruch auf, genau jene Last der Einsamkeit zu überwinden, die sie in Wahrheit jedoch befeuert und zwar, weil sie zum Eigentlichen nie vordringen kann, so sehr sie sich auch darum bemüht. Das eigentliche Sein des Anderen kann nur, wenngleich auch selten, in realer Interaktion sichtbar werden. Wer sich also in Online-Connections flüchtet, flüchtet sich auf eine Schauspielbühne, die zwar versucht, das eigentliche Menschsein zu simulieren (oder es gar zu überbieten), aber daran scheitert. Denn das Eigentliche am Menschsein ist nicht abbildbar und daher auch nicht simulierbar. So gut die Simulation auch sein mag. Es bleibt ein Rest.



Foto: privat

Hermann Milletich, studierte Philosophie an der Universität Graz. Er promovierte 2018 mit einer Arbeit im Themengebiet der philosophischen Anthropologie. Seine Forschungsinteressen liegen in den Bereichen Anthropologie, Ontologie und Lebenskunst. Seit 2022 arbeitet er als Berater im Sozialbereich.



Foto: KHG

REISE INS HERZ DER EU

Als elfköpfige Gruppe konnten wir in Brüssel den Ersten Vizepräsidenten des Europaparlament Dr. Othmar Karas und den Leiter des Steiermark-Büros Mag. Erich Korzinek kennenlernen. Wir erhielten Einblicke in die Hintergründe der COMECE und in den Arbeitsalltag von Praktikant:innen bei politischen Parteien im Europaparlament. Neben einer Wanderung in Kalmthout kam auch das Kulturprogramm in Gent, Antwerpen und Brügge nicht zu kurz. Ausklingen ließen wir die Reise noch mit einem Tag am Meer.

Brigitte Rinner



Foto: Patka

WANDERN MIT SPIRIT

Wer sucht, der findet! Beim gemeinsamen Unterwegs-Sein in den Bergen haben sich mir schrittweise neue Horizonte eröffnet – und das nicht nur in der schönen Almlandschaft! Der Blick in die Weite, das Ablegen der Alltagsaufgaben und die Mischung aus stillem Gehen und gemeinsamem Kochen und Lachen haben mich ruhig werden lassen und mir wieder einmal gezeigt, wie wichtig es ist, in kleinen Schritten geduldig vorwärtszugehen. Sich im Unterwegs-Sein finden war so ein Leichtes!

Stefan Niemezek

ZUKUNFT DER ARCHITEKTUR

Im September haben wir uns auf den Weg zur 18. Architektur-Biennale nach Venedig begeben. Es war eine Reise, die uns mit vielen inspirierenden Ideen und Denkanstößen zum Thema „Labor der Zukunft“ in Erinnerung bleiben wird. Neben den beeindruckenden historischen Gebäuden Venedigs besichtigten wir die Ausstellungen in den Länderpavillons der Giardini und die von Lesley Lokko kuratierte Ausstellung im Arsenale. Mein persönliches Highlight war die Wiederentdeckung von Naturmaterialien wie Lehm, Holz und Ton, die durch den Afrika- und Nachhaltigkeitsschwerpunkt der diesjährigen Biennale besonders im Fokus standen.

Marta Palacios-Rufo



Foto: Kölbl

AUF NEUEN WEGEN IN DER EWIGEN STADT

Gemeinschaft. Das stand beim Together-Treffen Ende September in Rom im Mittelpunkt.

Neben dem gegenseitigen Kennenlernen, dem Sightseeing in der „ewigen Stadt“, dem Aufenthalt in unserer Gast-Pfarr, einem breiten Angebot an Workshops und vielen schönen Gesprächen innerhalb und außerhalb unserer Studierendenreisegruppe, war das ökumenische Abendgebet in Anwesenheit von Papst Franziskus und Vertreter:innen verschiedener Kirchen zum Auftakt der Welt-Bischofssynode der Höhepunkt unserer Reise.

Denn besonders während der Einladung zu einem Gebet in Stille war sie spürbar, diese Gemeinschaft, die nicht nur uns Reisende verbunden hat, sondern Christ:innen auf der ganzen Welt im Glauben verband.

Anna Haidn



Foto: de Meulenaere



Foto: KHG

UNTERWEGS IN GRAZ

Unter dem Titel „Gaudeamus Univiertel“ lud die KHG Community am Samstag, den 14. Oktober zum intergenerativen Stadtspaziergang ein. Ruth Nezmahen von Discover Graz gewährte uns spannende Einblicke in die räumlichen Entwicklungen der Grazer Universität(en). Von den Gebäuden der ursprünglich ersten Universität neben dem Grazer Priesterseminar, vorbei an der Fassade der „Alten Technik“ und mit Zwischenstopps beim „Twist“ im Mumuth, dem Literaturhaus/Kulturhauskeller und der Ausstellung des „steirischen herbst“ „Villa Perpetuum Mobile“ im Forum Stadtpark landeten wir vor dem Hauptgebäude der Karl-Franzens-Universität. Dort konnten bereits die ersten Vorbereitungen für den Abriss der Vorklinik und den Neubau des Graz Center of Physics erahnt werden. Der gemütliche Ausklang fand im Innenhof unseres Quartier Leech bei einem Mittagessen im Cafe Global statt. Ein herzliches Dankeschön an Josef Wilhelm für die Organisation und das Vermitteln zwischen den Generationen.

Marta Palacios Rufo

„NOCH BEZIEHUNGSFÄHIG?“

Die diesjährige Auftaktveranstaltung der KHG, die dem Mitbegründer von Denken+Glauben Heinrich Schnuderl zum Jubiläum gewidmet war, stand ganz im Zeichen der Frage nach der Beziehungsfähigkeit von Kirche und Politik. Was eine gelungene Beziehung – im privaten, gesellschaftlichen wie institutionellen Sinn – ausmacht, stand ebenso im Raum wie die Frage, warum Kirche und Politik oftmals nicht mehr bei den Menschen ankommen. Die geladenen Gäste plädierten für die Schaffung von Begegnungsräumen, dem Nachgehen derer, zu denen Beziehungen abgebrochen sind und mehr direkten Kontakt, der erst zu Begegnung und Beziehung führen könne.

Daniel Pachner



Foto: Neuhold



TAIZÉ IN LJUBLJANA

„V tvoji luči vidimo luč – In Deinem Licht sehen wir das Licht!“ Unter diesem Motto fand das Taizé-Treffen in Ljubljana statt, an dem auch eine Reisegruppe der KHG teilnahm. Untergebracht bei Gastfamilien verbrachten wir die fünf Tage mit gemeinsamen Gebeten, Workshops und Kleingruppentreffen. Die Spiritualität der Taizé Gemeinschaft war während der Reise sehr schön erfahrbar. Highlights dieser Reise waren für mich das Fest der Nationen zum Jahreswechsel und das Lichtermeer aus Kerzen bei einem Abendgebet in der Arena, bei dem 7.000 Menschen zusammenkamen.

Matthias Dilena

Foto: Kölbl

ARMENIEN IM FOKUS

Am 05.02. war der armenisch-apostolische Bischof Tiran Petrosyan zu Besuch in Graz. Bei einem Vortrag über sein Heimatland und seine Kirche, von der KHG gemeinsam mit *Pro Oriente* und dem Katholischen Bildungswerk veranstaltet, berichtete er über die schwierige Lage in Armenien. Dem sehr persönlichen Einblick in das „erste christliche Land der Welt“ folgt eine Fortsetzung bei der im April stattfindenden Armenienreise der KHG und von *Pro Oriente*, bei der sowohl Bischof Petrosyan als auch Bischof Krautwaschl dabei sein werden.

Daniel Pachner



Foto: Neuhold

KHG gottesdienste



STUDIARENDENGOTTESDIENST IN DER LEECHKIRCHE

MI 18:00
Zinzendorfsgasse 3

MESSE IN DER STADTPFARRKIRCHE

SO 18:15
Herrengasse 23

spezielle gottesdienste



KIRCHWEIHFEST DER UNIVERSITÄTSKIRCHE MARIA AM LEECH

MI 1. MAI
11:30 Festgottesdienst in der Leechkirche
mit Bischof Wilhelm Krautwaschl
danach Kirchweihfest um die Leechkirche
Zinzendorfsgasse 3

SCHLUSSGOTTESDIENST DES AKADEMISCHEN JAHRES

MI 19. JUN, 18:00
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER STIEGENKIRCHE

jeden letzten DI im Monat 19:00
Sporgasse 23a

BREAK4PRAYER

MO–FR, 12:00 – 12:10
QL Hauskapelle, Leechgasse 24

MORGENROUTINE (KÖRPERGEBET UND MEDITATION)

jeden FR, 8:08
QL Hauskapelle, Leechgasse 24

EUCHARISTISCHE ANBETUNG IN DER LEECHKIRCHE

jeden FR, 20:10
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

RAUS AUS DEM ALLTAG. REIN IN STILLE UND GEBET

Kurzexerzitien in Innsbruck
DO 18. – SO 21. APR, 18:00
Information: Sr. Maria Patka sa, patka@khg-graz.at
In Kooperation mit Zukunftswerkstatt Innsbruck

WANDERN MIT SPIRIT

FR 17. – MO 21. Mai
Information: Sr. Maria Patka sa, patka@khg-graz.at

MAGIS-GRUPPE

Raum des Gespräches, des Austausches und des Gebets
jeweils DI, 19:00 (ab DI 6. SEP), zweiwöchentlich
Information, Anmeldung: Sr. Maria Patka sa, patka@khg-graz.at

KATHOLISCHE KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.

Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschul-
gemeinde für die Grazer Universitäten
und Hochschulen

Chefredaktion:
Daniel Pachner

Redaktionsteam:
Jennifer Brunner
Agnes Hobiger
Sophie Hollwöger
Julia Jochum
Chiara Kirschen
Natalie Resch

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz Tel.
0316 / 32 26 28
www.khg-graz.at

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

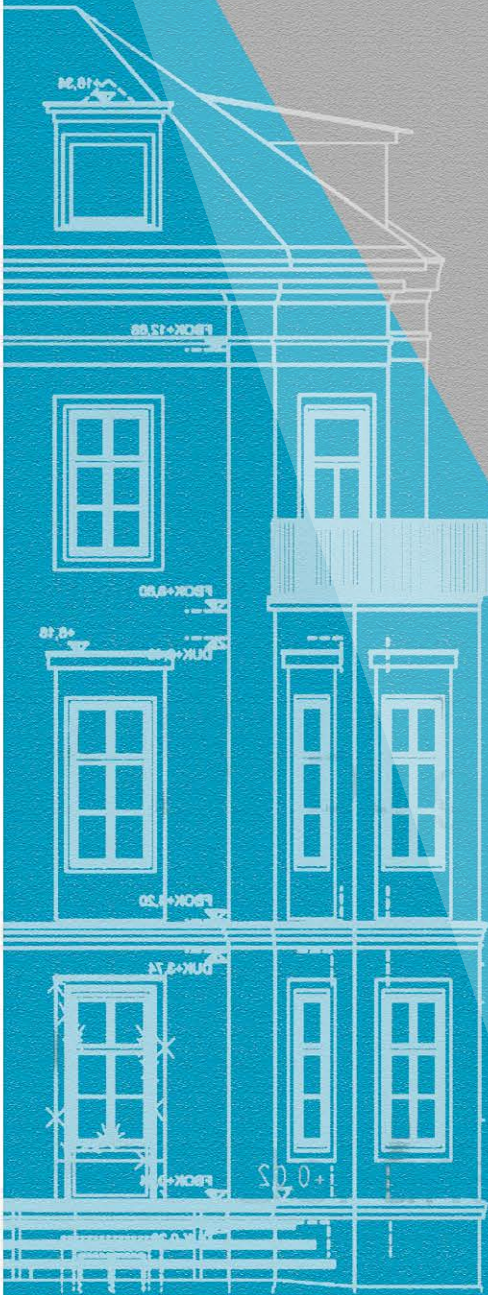
*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber*innen von Bildrechten werden gebeten, sich unter pachner@khg-graz.at zu melden.*

Abo-Bestellung: pachner@khg-graz.at

Cover:
Alberto Lomas, Words Without Papers,
Installation in der Andräkirche Graz (Detail), 2024.
Foto: Kölbl

quartier leech

quartierleech.at



Studierendenheim
zum Wohlfühlen

Kulturelle Vielfalt
und Gemeinschaft

In unmittelbarer Nähe
zu allen Unis

aa | < k | hg



Foto: pixabay

KARWOCHE IN PARIS

FR 22. MÄZ – 1. APR

Informationen, Anmeldung: Sr Mag. Katharina Fuchs SA.
0676/8742 6976

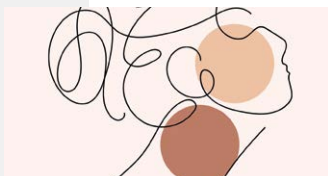


Foto: pixabay

(MORALISCH) GUTER SEX?

Vortrag von Moraltheologe **Martin Lintner** zu Fragen der christlichen Beziehungsethik heute und katholischer Sexualmoral.

DI 16. APR, 18:00

Heinrichstraße 78A, HS 48.01

Herzliche Einladung zur Vorlesung mit anschließendem Kaffee und Kuchen!

MI 17. APR, 10:00

Heinrichstraße 78A

In Kooperation mit dem Inst. f. Moraltheologie der Kath.-Theol. Fakultät Graz



Foto: pixabay

GEFÄNGNISGOTTESDIENST MUSIKALISCH GESTALTEN

SO 28. APR, 8.00

Justizanstalt Graz-Karlau



Foto: Potočník

KIRCHWEIHFEST DER UNIVERSITÄTSKIRCHE MARIA AM LEECH

MI 1. MAI, 11:30

Festgottesdienst in der Leechkirche mit **Bischof Wilhelm Krautwaschl**

danach

Kirchweihfest um die Leechkirche
Zinzendorfsgasse 3



Foto: pixabay

STUDIERENDEN-WALLFAHRT nach Wilhering

verschiedene Routen

DO 9. – SA 11. MAI

Anmeldung: hochschuleelsorger@khg-graz.at



Foto: Neuhold

INTERRELIGIÖSES EVENT „BEWUSST LEBEN“

Interreligiöse Fastenspeisen, Live-Musik, Fastensuppe uvm.

DI 28. MAI, 11:30 – 15:00

Paradise L. in der Zinzendorfsgasse 3

In Kooperation mit AAI & Community Spirit, Aktion Autofasten, Aktion Familientag der kfb, Aktion „Gerecht leben – Fleisch fasten“, Welthaus



Foto: Lintner

SCHLUSSGOTTESDIENST des akademischen Jahres

MI 19. JUN, 18:00

Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

Searching Connection

Ob Facebook-Freundschaft, Instagram-Follow, Whatsapp-Gruppen-Mitgliedschaft oder Treffen auf digitalen Plattformen: die Digitalisierung hat unsere Beziehungsmuster radikal verändert. Das Sich-Tummeln im mitunter verteuerten Digitalen ist aber genauso wie früher die Vereinsmitgliedschaft oder der Lesekreis Ausdruck eines Grundbedürfnisses des Menschen: dem nach Beziehung, nach Miteinander und Austausch, nach dem Sich-Wiederfinden bei Anderen. Der Wunsch danach, gehört und gesehen zu werden, mag heute angesichts der Influencer-Flut als Aufmerksamkeitshascherei missdeutet werden – doch genau deswegen macht er die Frage nach dem, was eine echte und gute Beziehung ausmacht, umso dringlicher.

Daniel Pachner, Chefredakteur

